Ferdinand Duplessis

oder

Memoiren eines Mannes.

Geschichte dreier Frauen.

Deutsche Originalausgabe

von

Eugen Sue.

Zweiter Band.

Leipzig, 1851.

Verlag von Chr. E. Kollmann.

I. Capitel.

Im weitern Verlaufe der Memoiren Ferdinand Duplessis', aus denen wir die Art von Prolog genommen haben, den der erste Band enthält, werden wir zuweilen an seine Stelle treten.

Ein nicht unbeträchtlicher Theil der Erzählung Ferdinand Duplessis' war den drei Jahern gewidmet, welche er anfangs unter den Pagen des Königs zubrachte, in welche er ebenso sehr aus Eitelkeit, als aus Nachgiebigkeit gegen die Bitten seiner Großmutter und des Herrn de la Bussière eintrat, indem er, wie man sich nach den vorhergehenden Ereignissen wohl denken wird, auf den Gedanken verzichtete, Jean Raymond in die Schule der Künste und Gewerbe zu begleiten.

Ferdinand Duplessis erzählte auch, wie er, nachdem er bis zum achtzehnten Jahre unter den Pagen geblieben war, einer Compagnie der Garde du Corps einverleibt wurde. Obgleich der Dienst dieser bevor-

rechtigten Compagnien nicht sehr mühsam und die Disciplin in denselben durchaus nicht streng war, so verließ Ferdinand Duplessis dennoch nach Verlauf einiger Jahre den Militärstand. Außerdem hatte er kurz zuvor, ehe er den Dienst verließ, seine Großmutter verloren. Bis zu ihrem letzten Augenblicke übte sie jene freie und leichtfertige Philosophie aus, in welcher Ferdinand erzogen worden war, und die einen verhängnißvollen Einfluß auf seinen Charakter und auf seine Zukunft haben sollte.

Bei dem Tode seiner Großmutter Herr eines beträchtlichen Vermögens, gab sich Ferdinand ohne Rückhalt einem Leben der Vergnügungen, der Verschwendungen und des Müßigganges hin.

Doch, ein wunderlicher Widerspruch, seine erste Leidenschaft für Madame Raymond war nie ganz aus seinem Herzen verschwunden; selbst in dem Strudel seiner zahlreichen Liebschaften, deren Wahl und Anzahl viel mehr für die ungestüme Gluth seiner Natur, als für die Zartheit seiner Gefühle zeugte; Ferdinand wird übrigens später und zwar zurückblickend und kurz zusammenfassend auf diesen Zeitabschnitt seines Lebens zurückkommen.

Sehr oft erschien Ferdinand in Mitte des Ueberdrusses an den leichtfertigen oder vorübergehenden Vergnügungen das ernste und sanfte Gesicht der Madame Raymond wie ein Ideal der Liebe, von dem sein Jünglingsalter geträumt hatte. Fügen wir auch hinzu, daß

er lange und aufrichtig den Verlust der Freundschaft Jean Raymond's betrauerte; da sie aber ein ganz verschiedenes Leben führten, so begegneten sich die beiden Jugendfreunde mehrere Jahre lang nicht. Man wird in der Folge sehen, welches Ereigniß sie wieder zusammenführte.

Durch dieselbe Verschiedenheit der Lebensweise hatte Ferdinand Duplessis auch seit seinem Austritte aus der Schule Sainte-Barbe Hyacinth Durand ganz aus dem Gesichte verloren, dem er bald wieder begegnen wird.

Wir wollen daher das Jünglingsalter und die erste Jugend Ferdinand Duplessis' in wenigen Worten zusammenfassen. Im Jahre 1816 war er in einem Alter von sechszehn Jahren unter die Pagen des Königs eingetreten, welche er nach zwei Jahren verließ, um in die Garde du Corps einzutreten; nach einigen Dienstjahren hatte er bei dem Tode seiner Großmutter gegen das Jahr 1822 den Militärstand aufgegeben.

Seit dieser Zeit bis zu dem Jahre 1826, wo wir ihn wiederfinden werden, war das Leben Ferdinand Duplessis' das eines reichen jungen Mannes, eines guten Kameraden bei der Tafel, bei dem Duelle und auf der Jagd; wegen seines hübschen Gesichtes, seiner Eleganz, seines Luxus und liebenswürdigen Witzes war er bei den Frauen willkommen; alle Vergnügungen mißbrauchend und seine Gesundheit an sie verschwendend, obgleich sie nicht sehr kräftig war; endlich war er fähig entweder aus Vermessenheit oder vielmehr aus Schwäche

sein Leben für das Vergnügen eines Tages auf das Spiel zu setzen, obgleich er außerordentlich auf das Leben hielt.

Ein Zwischenraum von zehn Jahren war also zwischen den in den Memoiren Ferdinand Duplessis' erzählten Ereignissen und der folgenden Erzählung verflossen, welche wir ihnen entnehmen.

E. S.

Gegen Ende des Monats Juni 1826 begab ich mich zu einer Frau, deren Liebe besonders meinem Stolze schmeichelte. Sie war von vornehmer Geburt und führte einen Namen von hohem und altem Adel.

Es war an diesem Tage ein prachtvolles Wetter. Ich ging gegen vier Uhr Abends durch den Garten der Tuilerien; ich kam aus der Faubourg Saint Honoré und ging nach dem Pont Royal, in dessen Nähe ich mein Cabriolet wiederfinden sollte, das mich erwartete.

Als ich durch die Allee der großen Kastanienbäume ging, schien mir der Schatten so einladend und frisch, daß ich, indem ich die Stunde des Rendezvous, welche aber bereits geschlagen hatte, ein wenig verschob, einen von den unter diesen alten Bäumen zerstreuten Stühlen nahm, und mich an einem wenig besuchten Orte niedersetzte.

Nach Verlauf von einigen Augenblicken bemerkte ich in geringer Entfernung und wie ich an einem abgelegenen Orte sitzend, eine junge Frau, welche mir reizend

vorkam; sie las, und auf dem Stuhle, worauf sie ihre Füße stützte, befand sich neben ihrem Strohhute ein Arbeitskörbchen, worin man eine angefangene Stickerei sah.

Diese Unbekannte trug ein sehr einfaches Sommerkleid mit weißem Grunde und kleinen Rosensträußern, welches, so viel ich nach der ein wenig in sich selbst zusammengezogenen Haltung dieser jungen Frau urtheilen konnte, eine Brust zum Entzücken und einen vollendeten Wuchs hervorhob; ich bemerkte auch einen kleinen, bis zu dem Knöchel entblößten Fuß, der, kokett mit einem rothbraunen Schuh mil hohen Absätzen bekleidet, auf den letzten Stab des Stuhles gestützt war.

Von meinem Platze aus sah ich nur das Profil dieser einsamen Leserin; aber dieses Profil war köstlich; dichte Locken, dunkelschwarze und glänzende Haare umgaben es auf eine wundervolle Weise; ebenholzschwarze, kühn gewölbte Augenbrauen überragten die auf das Buch gesenkten und mit langen Wimpern eingefaßten Augenlider; zwei kleine Muttermaale gleich zwei Schönpflästerchen von schwarzem Sammet befanden sich, das eine unten an der Wange, das andere fast in dem Winkel einer hochrothen, mit einem leichten braunen Flaume bedeckten Lippe, und erhoben die blendende Weiße der Haut. Die Hände waren so fein und elegant, daß ich mich darüber empörte sie die Seiten eines Buches durchblättern zu sehen, welches mir wegen seines schmuzigen Einbandes irgend einer Leihbibliothek anzugehören schien. Uebrigens war noch nie

ein auf Velinpapier gedrucktes und in rothen Saffian gebundenes Buch begieriger gelesen worden, als wahrscheinlich der schmuzige Band, von dem ich spreche.

Mehrere Male sah ich eine plötzliche Röthe die weiße Stirn der jungen Frau bedecken und ihren Busen unter seinem Klopfen den dünnen Stoff erheben, womit er verschleiert war.

Nach einigen Augenblicken legte die Unbekannte das aufgeschlagene Buch auf den Rand ihres Stuhles, worauf sich ihre Füße stützten, richtete den Kopf auf, und warf mit der flachen Hand leicht die dichten Locken schwarzer Haare zurück, welche ihre Stirn halb verbargen. Sie schien erregt, verwirrt; ihre großen, mit langen, ebenso schwarzen Wimpern als ihre Augenbrauen eingefaßten kornblumenblauen Augen schienen zu schmachten, ihre Wangen färbten sich mit Purpur, und zwei Mal hielt sie ihr Taschentuch an ihre Stirn, um ohne Zweifel den leichten Schweiß abzutrocknen, mit dem sie sich bedeckte.

Der Ort war abgelegen, die Spaziergänger selten oder entfernt. Der Baum, an welchem ich saß, verbarg mich halb: indem sie sich nicht beobachtet glaubte, verbarg die Unbekannte daher auch die außerordentliche Gemüthsbewegung nicht, welche sie empfand, und, indem sie bald einer üppigen Ermattung nachgab, faltete sie ihre Finger und gab ihnen eines ihrer ein wenig erhobenen Kniee zum Stützpunkte, warf sich sanft auf die Lehne ihres Stuhles zurück, den Kopf halb auf

ihre Schulter geneigt, die Augen fast geschlossen und in Schmachten gebadet, als ob sie sich in einem Traume voll Ueppigkeit und Entzücken vergessen habe.

Diese Sonderbarkeiten, die seltene Schönheit der Unbekannten, wirkten so sehr auf meine Einbildungskraft, daß ich, das mich erwartende Rendezvous aufopfernd, beschloß, dieser jungen Frau zu folgen, um zu erfahren, wo sie wohne; ich sann über das Mittel nach, zu errathen, wer sie sein könne, und was das für ein Buch sei, das sie mit einer so außerordentlichen Gemüthsbewegung las.

Was den Stand der jungen Frau betrifft, so setzte ich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit voraus, daß sie der höhern Bürgerschaft angehöre, und daß sie, wie so viele Andere täglich einige Stunden in den Tuilerien zubringe, um dort zu lesen, zu arbeiten und vielleicht ein Kind dorthin zu führen, das ohne Zweifel in der Ferne mit Spielen beschäftigt war; indessen, ich weiß nicht warum, ich stellte mir vor, diese Unbekannte könne nicht Mutter sein; ich wünschte zu wissen, welches Buch sie las, indem ich mir versprach, bedeutungsvolle Schlüsse aus meiner Entdeckung zu ziehen.

Ich hatte einen glücklichen Einfall.

Ich würde sowohl den Titel des Buches kennen lernen, als wahrscheinlicherweise eine Unterhaltung mit der jungen Frau anknüpfen können.

Sie befand sich immer noch in ihrer schmachtenden und tiefsinnigen Haltung; das Buch blieb offen und auf

den Rand des Stuhles gelegt. Ich stand leise auf, und näherte mich fast ohne den Sand der Alleen unter meinen Füßen knistern zu lassen; die Unbekannte erwachte daher auch aus ihrer Träumerei nur bei dem leichten Stoße, den ich dem Stuhle wie aus Versehen versetzte, so daß, da das Buch offen zu meinen Füßen fiel, ich den Titel lesen konnte, indem ich mich bückte, den Band aufzuraffen, den ich der Unbekannten unter Entschuldigungen wegen meiner Ungeschicklichkeit zurückgab.

Es gibt sonderbare Verhängnisse!

Dieses Buch war ein Band des Faublas, eines jener schlechten Bücher, welche André Levasseur mir vor zehn Jahren geliehen hatte, um sich mit mir zu befreunden, und mich zu einer unfreiwilligen, aber abscheulichen Angabe zu bringen.

Diese schmerzliche Erinnerung bewirkte eine so plötzliche Aenderung in meinem Innern, daß ich mich, statt zu versuchen eine Unterhaltung mit der Unbekannten anzuknüpfen, welche meine Entschuldigung sehr artig aufgenommen und mich sogar zweimal ziemlich fest angeblickt hatte, mit tief betrübtem Herzen entfernte.

Obgleich diese Empfindung heftig und schmerzlich war, denn sie erinnerte mich an eine unwürdige, oft von mir voll Bitterkeit betrauerte Handlung, so verschwand sie doch, ich gestehe es, bald vor dem immer tiefern Eindrucke, den diese junge Frau auf mich gemacht hatte, und ich kam so weit, den vielleicht verlo-

renen Augenblick zu bedauern, eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen; die Wahl des Buches, welches sie las, gab mir viel zu denken. Wenn es sich um irgend einen sentimentalen Roman gehandelt hätte, so wäre mein Urtheil über die schöne Leserin ganz anders gewesen; aber Faublas zu lesen, diese ungeschliffene Theorie der physischen Liebe, und besonders ihn in der Einsamkeit, nicht mit der kalten Neugierde zu lesen, welche sogar einer rechtschaffenen Frau ein in seiner Art klassisches Werk einflößen kann, sondern ihn mit einem gewissen sinnlichen Rausche zu lesen, in welchen die Unbekannte mir einen Augenblick lang versunken geschienen hatte, das gab mir viel zu überlegen.

Und dann, wenigstens nach der Art von Freiheit zu urtheilen, welche die Unbekannte zu genießen schien, und nach der Wahl ihrer Lektüre, war sie kein junges Mädchen, sie war ebensowenig eine jener leichtfertigen Frauen, welche nach den Tuilerien kommen, um Gelegenheiten zu suchen. Diese Frauen lesen nicht mehr Faublas, oder sie lesen etwas weit Schlimmeres als Faublas, und außerdem ließ die Bescheidenheit ihres Anzuges, sowie die Zurückhaltung und Verlegenheit, als ich sie angeredet hatte, mich glauben, die Unbekannte wäre Nichts weiter, als was man eine geringe Bürgersfrau nennt.

Entschlossen zu erfahren, woran ich mich in dieser Beziehung zu halten habe, näherte ich mich nach einigen

Gängen in der Allee wieder dem Orte, wo ich die Unbekannte gelassen hatte.

Ich sah sie auf derselben Stelle, immer noch lesend....

Aber plötzlich unterbrach sie ihr Lesen, verbarg hastig das Buch in ihrem Arbeitskörbchen, nahm aus demselben die Stickerei, welche ich bemerkt hatte, und begann mit niedergeschlagenen Augen emsig daran zu arbeiten, als ob sie sich seit einiger Zeit durchaus nicht darum bekümmert habe, was um sie herum vorging.

Sehr überrascht über diese Verstellung, neugierig die Ursache davon zu erforschen, stellte ich mich hinter einen ungeheuren Baumstamm, um Alles nach meinem Gefallen zu beobachten.

Ich sah bald einen Mann von sehr kleiner Gestalt, dessen Züge ich nicht unterscheiden konnte, denn er wandte mir den Rücken zu, sich der jungen Frau nähern. Diese spielte die Erstaunte, indem sie sich das Ansehen gab, den Neugekommenen zum ersten Male zu bemerken, während doch nur das Herannahen dieser Person augenscheinlich den Band des Faublas in dem Arbeitskörbchen der einsamen Leserin hatte verschwinden lassen. Nach einigen Worten, welche mir herzlich ausgewechselt schienen, setzte die junge Frau ihren Hut wieder auf, zog ihren Shawl zurecht, und nach einem freundschaftlichen Streite, in welchem sie den Sieg davontrug, blieb sie im Besitz ihres Arbeitskörbchens, dessen sie ihr Begleiter entledigen wollte; indem sich hierauf

Beide den Arm gaben, gingen sie nach einer von meinem Versteck entgegengesetzten Seite.

Der Neugekommene mußte Vater oder Gatte sein. Um mich darüber aufzuklären, und begierig zu wissen, ob die junge Frau mich erkennen würde, beeilte ich meinen Schritt, um die beiden Spaziergänger wieder einzuholen, an ihnen vorüber zu gehen, und nachher wieder umzukehren, um auf diese Weise meine ungeduldige Neugierde zu befriedigen.

Ich folgte beiden Personen einige Augenblicke; es war unmöglich, einen schlankern, geschmeidigern, vollendetern Wuchs, und besonders einen üppigern, taktmäßigern Gang zu sehen, als den der Unbekannten.

Der Mann, welchem sie den Arm gab, sehr schmächtig und klein, denn sie überragte ihn mit dem ganzen Kopfe, war bescheiden gekleidet; ich kam an ihnen vorüber, dann kehrte ich nach Verlauf einiger Augenblicke wieder um, und ging ihnen entgegen, indem ich einen Blick der Unbekannten zu überraschen suchte; plötzlich ließ ihr Begleiter den Arm los, den sie ihm gab, blieb stehen, und that rasch einige Schritte auf mich zu. Ich betrachtete ihn schärfer und erkannte ... Hyacinth Durand, den ich seit meinem Austritte aus der Schule Saint-Barbe nicht gesehen hatte.

II. Capitel.

— Ferdinand!

— Hyacinth!

Das waren die Ausrufe, welche ich und mein Jugendfreund mit einander auswechselten, indem wir uns die Hand drückten.

Dicke Thränen rollten in den Augen Hyacinth's. Sein sanftes, trotz seinem Alter noch bartloses Gesicht, hatte denselben schüchternen und liebevollen Ausdruck wie ehedem. Er war seit seinem Austritte aus dem Collegium kaum gewachsen, und war nicht weniger schmächtig als früher.

— Welcher glückliche Zufall führt uns nach so vielen Jahren wieder zusammen! — sagte ich zu ihm.

— Ja ... es ist wahr ... es ist ein Zufall, — antwortete mir Hyacinth im Tone freundschaftlichen Vorwurfes. — Es bedurfte eines Zufalles ... uns wieder zu begegnen.

— Das ist nicht meine Schuld, ich versichere es Dir ... — erwiderte ich wahrhaft verlegen über mein undankbares Vergessen. — Ich erwartete immer Deinen Besuch ... Du weißt, daß ich bei meinem Austritte aus Saint-Barbe ... Dir die Adresse meiner Großmutter ... und die von dem Hotel der Pagen zurückgelassen hatte?

— Bist Du närrisch? — sagte Hyacinth lächelnd. — Was fällt Dir ein! ich ... Dich in dem Hotel der Pagen des Königs besuchen ... Mich unter diese glänzenden Schelme wagen? schüchtern, wie ich war ... und wie ich noch immer bin. Erinnere Dich doch, daß ich Dich, als wir uns verließen, um Eines gebeten hatte, nämlich mich auf der Schule zu besuchen, wenn Du nichts Besseres zu thun hättest, und einige Briefe mit mir auszuwechseln ... Ich habe mich beeilt Dir zu schreiben ... Du hast mir zwei oder drei Male geantwortet, und dann Nichts mehr ... Böser Leichtsinniger!

Aber sich unterbrechend, sagte Hyacinth lächelnd zu mir, indem er sich nach der Seite seiner Begleiterin umwandte:

— Diese Schulerinnerungen lassen mich vergessen, daß ich Dir meine gute und liebe Frau nicht vorgestellt habe ...

Ich verneigte mich tief.

Madame Durand erwiderte mir meine Verneigung

erröthend, während Hyacinth mit angenehmer Gemüthsbewegung zu ihr sagte:

— Cäsarine, das ist Ferdinand, von dem ich Dir so oft gesprochen habe; Ferdinand, der Einzige, welcher in Saint-Barbe Mitleid mit meiner Schwäche hatte . . . der Einzige, der mich vertheidigte . . . der Erste, der mich liebte . . . Er mag daher auch thun was er will, der Undankbare! ich werde ihn niemals vergessen, ich habe ihn niemals vergessen; ich nehme Dich dazu zum Zeugen, Cäsarine.

— Das ist wahr, mein Freund, — antwortete die junge Frau mit sanfter, aber klangvoller und tönender Stimme, wie immer die Contraaltstimmen sind. — Du hast mir sehr oft von der Freundschaft des Herrn Ferdinand gegen Dich gesprochen . . .

Indem sie sich hierauf an mich wandte, fügte sie hinzu:

— Es ist Ihnen leicht gewesen Hyacinth zu lieben . . . er ist so gut . . . so außerordentlich gut, nicht wahr, mein Herr?

Ich kann es nicht wiedergeben, in welchem Tone von Aufrichtigkeit, mit welchem Ausdrucke heiterer Zärtlichkeit, sich ergießender Dankbarkeit die junge Frau die letzten Worte aussprach, welche ich anführte, und die ihre Liebe zu Hyacinth bewiesen.

Es fehlt mir nicht an Scharfblick; ich war (mit Recht) überzeugt, daß die Frau meines Freundes eine innige Zuneigung gegen ihn empfand. Ich war nicht

überrascht davon, aber ich begriff nicht mehr, daß eine solche Frau so eifrig Faublas lesen könne.

Diese Betrachtungen hatten sich in meinem Geiste mit der Schnelligkeit des Gedankens gebildet; ich antwortete daher Madame Durand, indem ich auf ihre letzten Worte anspielte:

— Die außerordentliche Güte Hyacinth's, Madame, hat mir seine Freundschaft so theuer gemacht, und ich bin überzeugt, daß diese unaussprechliche Güte mir nicht mein Vergessen, sondern meine Nachlässigkeit verzeihen wird.

— Ich verzeihe Dir, — erwiderte Hyacinth lächelnd, aber unter der Bedingung, daß Du Buße thun und es nicht verschmähen wirst, zuweilen die kleine Haushaltung eines geringen Beamten mit achtzehnhundert Franken zu besuchen.

— Wenn Du im Ernst so sprächest, Hyacinth, so würdest Du mich betrüben.

— Und ich würde deshalb untröstlich sein, mein lieber Ferdinand, beruhige Dich; obgleich Du für uns geringe Bürgersleute ein sehr vornehmer Herr bist, so bin ich, meiner Treue, doch überzeugt, daß Du den geringen Stand Deiner Freunde nicht fliehen wirst; außerdem genügt ihnen dieser geringe Stand . . . Was sage ich, der geringe Stand? — fügte Hyacinth lächelnd hinzu, indem er mit einer Miene triumphirenden Besitzes um sich blickte, — genießet unser geringer

Stand nicht einen herrlichen, mit Statuen, Springbrunnen und Blumen geschmückten Garten?

Man nennt ihn den Garten der Tuilerien? ich nenne ihn den Garten Cäsarinens, da sie sich täglich in ihn setzt, indem sie mich bei dem Ausgange aus meinem Büreau des Ministeriums des Innern erwartet. Hat unser geringer Stand nicht auch wundervolle Museen aller Art, die für mein und Cäsarinens Vergnügen unterhalten sind? Herrliche Museen, in denen wir des Sonntags belehrende und köstliche Spaziergänge machen; hat unser geringer Stand nicht endlich seine Operntruppe? seine französischen Komödianten? seine kleinen Theater? die Cäsarine und ich von Zeit zu Zeit mit unserer Gegenwart mittelst der Billete beehren, welche man mir in meinem Ministerium gibt? Das beweist Dir, Ferdinand, daß Deine Freunde trotz ihres geringen Standes ganz einfach fürstliche, königliche Genüsse haben, an denen Du Theil nehmen wirst, wenn Du willst . . .

— Und Sie werden es schnell annehmen, mein Herr? — sagte Madame Durand zu mir. — Wenn Sie wüßten, und Sie müssen es wissen, wie interessant es ist Hyacinth zu hören: sehen Sie, vorigen Sonntag haben wir das Artillerie-Museum besucht, das wir nicht kannten. Das scheint sehr ernst, sehr kriegerisch für eine Frau, nicht wahr? und Hyacinth hat mir doch so viele merkwürdige Dinge über die Geschichte der Waffen und der Rüstungen gelehrt, daß wir drei höchst

interessante Stunden in diesem Museum zugebracht haben.

— Sie erwecken zugleich Bedauerungen und Hoffnungen, Madame, — sagte ich zu ihr; — Sie werden mir daher erlauben an einem Ihrer ersten Ausflüge Theil zu nehmen?

— Das Alles ist sehr schön, — erwiderte Hyacinth heiter, — aber um den Tag der Partie zu verabreden, muß man sich wenigstens sehen. Wann werden wir Dich nun aber sehen, Ferdinand? . . . Ah! ah! da bist Du an dem Fuße der Mauer?

— Ich werde so bald als möglich kommen!

— Morgen?

— Vortrefflich . . . morgen, um wie viel Uhr?

— Wenn Du es kannst, so komm gegen acht Uhr, nach Deinem Mittagsessen, wir werden Dich erwarten ...

— Hyacinth, ich verlange viel mehr als das.

— Wie so?

— Ich bin fest überzeugt, daß Madame Durand wohl begreifen wird, daß alte Freunde, wie wir, sich über gar viele Dinge zu unterhalten haben, die, wie ich fürchte, ohne Interesse für sie wären . . . Ich werde daher morgen früh kommen, um mich ausführlich mit Dir zu unterhalten, was aber, wenn Madame mir die Gunst bewilligt, nicht verhindern wird am Abend wieder zu kommen.

— Madame wird Dir diese Gunst bewilligen, — erwiderte Hyacinth lächelnd, — und ich erwarte Dich

morgen früh, . . . aber komme frühzeitig, denn ich muß vor zehn Uhr in meinem Büreau sein.

So plaudernd, waren wir an das Gitterthor gelangt, das auf den Pont Royal führt, wo ich Hyacinth und seine Frau verließ.

III. Capitel.

Ich blieb lange Zeit unter dem süßen Einflusse meines Zusammentreffens mit Hyacinth. Obgleich lange in dem Strudel der Vergnügungen vergessen, der mich fortriß, war dennoch diese frühere aufrichtige und zärtliche Freundschaft so verschieden von jenen alltäglichen, oberflächlichen oder interessirten Verbindungen, die so häufig in der Welt sind, in welcher ich lebte, daß sie wieder frisch und rein wie eine der besten Gemüthsbewegungen meiner Jünglingsjahre in mein Herz zurückkehrte.

Lange mit diesen Gedanken ausschließlich beschäftigt, dachte ich anfangs nicht an die Frau Hyacinth's; doch allmälig und so zu sagen unwillkürlich beherrschte mich ihr Andenken gänzlich; in der Nähe gesehen, fand ich sie noch bei Weitem schöner, als ich sie vermuthet hatte, sie war besonders, ich gestehe es, die begehrungswürdigste Frau, die ich jemals gekannt hatte.

Ich dachte nicht allein an ihre seltene Schönheit, sondern auch an die sonderbaren Widersprüche, von denen ich vergebens das Geheimniß suchte.

So empfand sie, ich konnte nicht daran zweifeln, die zarteste Liebe gegen ihren Gatten, und dennoch hatten ihre großen, während dem Anfange meiner Unterhaltung mit ihm niedergeschlagenen Augen nachher zwei oder drei Male sich auf die meinigen geheftet und mit einer Sicherheit auf ihnen verweilt, welche die höchste Keckheit, oder die höchste Unschuld sein mußte. Unschuld, konnte ich es glauben? Sie las Faublas hinter dem Rücken Hyacinth's. Und dennoch verrieth, was sie mir von ihren Besuchen der verschiedenen Museen von Paris mitgetheilt hatte, eine gewisse Feinheit des Geschmackes.

Soll ich es endlich sagen, die Züge Cäsarinens, welche der Venus Aphrodite zum Modelle hätte dienen können, schienen mir viel sinnlicher als geistig; da ich den hohen Verstand und die ausgezeichnete Zartheit der Gefühle Hyacinth's kannte, so fragte ich mich daher auch (in dem Falle, daß meine Vermuthungen gegründet gewesen wären), durch welchen andern Contrast diese Verheirathung stattgefunden hätte: ein ebenso überraschender Contrast in materieller wie in moralischer Hinsicht; Cäsarine stellte mir, ich wiederhole es, das Bild der glühenden und leidenschaftlichen Schönheit in der ganzen Kraft der Jugend und einer üppigen Gesundheit vor; selbst der wohlklingende und männliche

Klang ihrer Contraalt-Stimme erhöhte noch den Charakter von physischer Macht, welche so auffallend bei diesem großen und herrlichen Geschöpfe war; während Hyacinth, schmächtig und fast kränklich, eine jener nervösen, wie Sinnpflanzen eindrucksfähigen Naturen war, welche nur durch den Geist und durch das Herz leben.

Wie hatten sich diese beiden so unähnlich organisirten Naturen vereinigt? wie schienen sie besonders so vollkommen glücklich durch diese Verbindung?

Die Neugierde dieses Geheimnisses zu erforschen, ließ mich meine Zusammenkunft für den folgenden Morgen mit Hyacinth voll Ungeduld erwarten, und, ich gestehe es, Cäsarine erschien während der Nacht oft in meinen Träumen in dem ganzen strahlenden Glanze ihrer Jugend und ihrer entzückenden Schönheit.

. . . .

Ich war pünktlich bei dem Rendezvous meines Freundes.

Um acht Uhr Morgens war ich bei ihm.

Er wohnte in dem vierten Stockwerke eines Hauses, welches in der Straße du Bac, in der Nähe seines Ministeriums gelegen war; ich schellte; eine alte, schlecht gekleidete Magd öffnete mir die Thür.

Ich ging durch ein kleines, dunkles Speisezimmer, und trat in einen bescheiden möblirten Salon, in welchem die gräßlichste Unordnung herrschte: Kleider, Shawl und Unterröcke lagen zerstreut auf den Möbeln und auf dem Fußboden; einige Töpfe mit halbver-

welkten Blumen standen auf dem Kamin. Ich sah auf einem alten Piano ein Glas, eine Flasche und einen Teller, der noch einige Früchte und hart gewordenes Brod enthielt, neben einem hübschen Frauenhute und ohne Zweifel sehr neuen und kleinen Halbstiefelchen, die aber dort einen sonderbaren Platz hatten. Die einst weißen Vorhänge hatten eine rothgelbe Farbe und waren an verschiedenen Stellen zerrissen.

Mit einem Worte, niemals war mir das Bild der Unordnung und der Nachlässigkeit auffallender erschienen.

Dieses traurige Bild machte mein Herz beklommen, und überraschte mich sehr; ich erinnerte mich, daß Hyacinth auf der Schule die größte Sorgfalt auf das Wenige verwandte, was er besaß; statt wie bei so vielen Anderen wahre, mit den verschiedensten bunt durch einander aufgehäuften Gegenständen angefüllte Trödelbuden zu erblicken, waren dagegen sein Pult und sein Repositorium ein Muster von Ordnung und Einrichtung. Ich erwartete daher bei ihm eine von jenen bescheidenen häuslichen Einrichtungen zu finden, von denen eine ausgezeichnete Sauberkeit allein den Reiz und den Luxus ausmachen; meine Erwartung war gänzlich getäuscht; diese getäuschte Erwartung verlieh mir eine traurige Meinung von Cäsarinen; ich sah ein, daß sie ihre Tage lieber unter dem frischen Schatten der Tuilerien zubringe, als in einer so vernachläßigten Wohnung.

Nach einigen Augenblicken kam Hyacinth, empfing mich mit seiner gewöhnlichen Liebenswürdigkeit und ließ mich in sein Arbeitszimmer eintreten.

Dieses kleine Zimmer, obgleich auch wie der übrige Theil der Wohnung auf eine bescheidene Weise möblirt, war wundervoll sauber und geordnet, der Fußboden war glänzend, die Fenster mit frischen weißen Vorhängen versehen. Die auf ihren Bretern von Tannenholz symmetrisch aufgestellten Bücher Hyacinth's zeigten den Augen nicht den geringsten Staub; endlich sah ich auf dem Arbeitstische, der mit einem augenscheinlich von einer weiblichen Hand gestickten Teppiche von Tuch bedeckt war, in einem Blumentopfe eine ganz frisch aufgeblühte Rose.

Dieser Contrast mit dem unordentlichen Aussehen des Salons überraschte mich so sehr, daß ich mich nicht enthalten konnte zu Hyacinth zu sagen, — Wie es Dir in diesem hübschen, so sauber eingerichteten Zimmer gefallen muß. — Nicht wahr? — antwortete Hyacinth lächelnd. — Und Du wirst doppelt begreifen, daß es mir darin gefällt, wenn Du erfährst, daß Cäsarine hier Alles in Ordnung hält; sie ordnet und stäubt meine Bücher ab, kurz besorgt Alles selbst, ohne eine Hülfe annehmen zu wollen; ich habe mich vergebens gegen meinen T y r a n n e n empört, ich habe nachgeben müssen; aber, — fügte Hyacinth hinzu, indem er mich mit beiden Händen ergriff, — da bist Du endlich . . . da bist Du, ich habe bei dem Gedanken an unser Rendez-

vous von heute Morgen kaum schlafen können ... Wahrlich, so sehr ich mich jetzt auch an das Glück gewöhnt habe ... so regen uns doch Ueberraschungen wie die gestrige ein wenig auf.

Das Glück strahlte in der That in den Zügen Hyacinth's.

— Demnach, mein Freund, — sagte ich zu ihm, — bist Du glücklich, sehr glücklich?

— Ja ... O ja, Ferdinand, sehr glücklich!

— Ich glaube es, mein Freund, eine getheilte Liebe ist das höchste Glück.

— Und wir besitzen dieses Glück, Ferdinand. Ich vergöttere meine Frau.

Und er fügte mit einem rührenden Ausdrucke hinzu:

— Das ist ganz natürlich ... sie war so sehr zu beklagen ... als ich sie geheirathet habe.

— Deine Frau?

— Ach, mein Freund! das arme theure Wesen hat so sehr gelitten, so sehr gelitten, daß das bescheidene Loos, welches ich ihr habe anbieten können, das höchste Glück für sie ist ... Und sie beweist es mir durch alle die Aufmerksamkeiten, durch alle die Aufopferungen, mit denen ihre zarte Erkenntlichkeit mich umgibt ...

— Und warum hat Deine Frau so sehr gelitten?

— Höre mit wenigen Worten die Geschichte meiner Verheirathung, Ferdinand. Bei dem Austritte aus dem Collegium trat ich als Supernumerarius in die Büreaus des Ministeriums des Innern ein; als ich volljährig

war, setzte mein mürrischer Vormund mich in den Besitz meines kleinen Vermögens, das in einer Rente von 1500 Franken bestand; wie Du siehst, war das sehr gering. Ich bewohnte ein möblirtes Zimmer in einem geringen möblirten Hotel der Straße Mazarine, das von einer Wittwe Namens Madame Robin, der Stiefmutter Cäsarinens, gehalten war; diese Madame Robin war die eingefleischte Bosheit und Rohheit; füge hinzu, mein lieber Ferdinand, daß sie sich oft berauschte, und stelle Dir das grausame Leben Cäsarinens, ihrer Stieftochter, vor, welche diese Furie verabscheute. Ihre Wohnung befand sich auf demselben Vorplatze vor meinem Zimmer; sehr oft hörte ich das Geschrei und das Schluchzen der von ihrer Rabenmutter, welche der Wein oft rasend machte, geschlagenen Cäsarine.

— Aber diese Frau war ein Ungeheuer ... —

— Ja, ein Ungeheuer, und das Leben Cäsarinens eine Hölle; Du weißt, wie vielen Schmerz und Entsetzen mir der Anblick von den Schlägereien des Collegiums einflößte; wohlan! mein lieber Ferdinand, eine gänzliche Umwandlnng, — fügte Hyacinth lächelnd hinzu. — Als ich diese Furie ihre Stieftochter so grausam mißhandeln sah, bin ich, der Schüchterne und Schwächliche, ein Held, ein Cäsar geworden ... Mehr als einmal (das Loos der Waffen ist launisch) bin ich sogar sehr von dieser abscheulichen Madame Robin geschlagen worden, wenn ich mich zwischen sie und ihr Opfer ins Mittel legen wollte ... Aber

meine Niederlage entflammte nur meinen Muth! Du siehst, was es heißt, für die gute Sache kämpfen.

— Guter und wackerer Hyacinth ...

— Glaube ja nicht, daß ich, wenn ich mich so zum Ritter der unterdrückten Schwäche machte, irgend einen verliebten geheimen Rückhalt hatte ... nicht im Geringsten. Die Ungerechtigkeit und die Grausamkeit empörte mich, das war Alles; endlich, als ich mich eines Tages wieder in das Mittel legte, indem ich Madame Robin zu besänftigen und ihr die Grausamkeit ihres Verfahrens gegen Cäsarinen fühlen zu lassen suchte, sagte sie gereizt zu mir:

— Wohlan! da Sie sich so sehr für meine Stieftochter interessiren, so übernehmen Sie dieselbe, entledigen Sie mich ihrer, heirathen Sie sie; ich werde ihr eine Aussteuer geben, das ist Alles, was ich thun kann. — Wie ich Dir gesagt, mein lieber Ferdinand, der Kummer und das Leiden Cäsarinens hatten mir ein zartes Mitleiden gegen sie eingeflößt, aber keine Liebe. Ich war dazu zu vernünftig, zu gewissenhaft, mein armer Ferdinand?

— Was willst Du damit sagen?

— Cäsarine war zu schön.

— Um sie zu lieben?

— Ja, um sie zu lieben.

— Hyacinth, ich verstehe Dich nicht.

— Ich sehe es, mein Freund. Höre mich daher an. Schwach und schmächtig, ohne äußere Annehmlichkeiten,

habe ich nur Werth durch das Herz; ich habe daher auch ein dringendes Bedürfniß nach Liebe. Ehe ich Cäsarinen kannte, war mein Traum, ein geringes und sanftes Geschöpf zu heirathen, die zuverlässig nicht häßlich, aber doch nicht so schön wäre, um einen fast schmerzlichen Contrast mit mir zu bilden.

— Hyacinth, was denkst Du! Das sprichst Du nicht im Ernst.

— Ich spreche sehr im Ernst, Ferdinand, nach meiner Ansicht sind Anmuth und Schönheit auch Schätze; es gibt physisch ungleiche Ehen; befindet sich zum Beispiel ein Mann wie ich, der eine so wundervoll schöne Frau wie Cäsarinen heirathet, nicht in derselben Lage wie ein armer Mann, der eine unermeßlich reiche Frau heirathet? Man gibt ihm Alles, er gibt Nichts; wenn er daher auch nur mit einer zarten Seele begabt ist, so hat er ein Bewußtsein seiner untergeordneten Stellung, und bemüht sich dieselbe durch Dankbarkeit und Ergebenheit gegen den Engel auszugleichen, der sich bis zu ihm herabgelassen hat.

— Geh, glaube mir, Hyacinth, wer in eine solche Verbindung ein Herz wie das Deinige mitbringt, gleicht mehr als es nöthig ist diese physische Ungleichheit aus, von der Du sprichst.

— Nein, Ferdinand, nein, ich täusche mich nicht ... Das Herz meiner Frau ist so viel werth wie das meinige, wenn nicht noch mehr; ich verdanke ihr außerdem diese unmöglich wiederzugebenden Momente des Ent-

zückens, wenn ich schweigend mit einer gewissen Anbetung diese blendende Schönheit betrachte, die sich an mich fesselte . . . Dann, ich gestehe es Dir, empfinde ich zuweilen eine unbestimmte Bitterkeit, fast einen Gewissensbiß. Ja, dieser Besitz scheint mir unbillig. Verdanke ich ihr nicht Entzückungen, die ich niemals einflößen werde? Und dennoch glaube ich, fühle ich, daß ich sterben würde, wenn ich auf Cäsarinen verzichten sollte . . . Du wirst mich nun fragen, warum ich, da ich so denke, meine Frau geheirathet habe?

— Die Liebe und die Vernunft werden Deine, unter uns gesagt, sehr übertriebenen Bedenklichkeiten überwunden haben . . .

— Höre, was sich ereignete, mein Freund; die Stiefmutter Cäsarinens überlegte später die Worte, welche ihr anfangs in einem Augenblicke des Zornes entschlüpft waren, als sie mir den Antrag stellte, sie ihrer Stieftochter zu entledigen; eines Tages hatte diese Furie die Unverschämtheit mir im Ernste zu sagen: »Wollen Sie Cäsarinen heirathen? Sie würden mir einen Dienst erzeigen, und eine gute That verrichten; ich habe einen Abscheu gegen dieses Mädchen, und dieser Abscheu nimmt immer nur mehr zu; früher oder später wird auch Cäsarine einmal, wie sie mir schon drohte, aus meinem Hause entfliehen. Sie ist achtzehn Jahre alt, sie hat keinen rothen Heller, kein Gewerbe, sie ist schrecklich faul, denn ihr seliger Vater hat sie thörichterweise wie ein Fräulein erzogen. Sie wissen, wie schön

sie ist. Nun aber findet ein schönes Mädchen von achtzehn Jahren, die faul ist, kein Gewerbe und keinen Heller hat, und die nicht weiß, wo sie schlafen soll, am Ende immer ein Bett ... Sie verstehen mich wohl, Herr Durand?«

— Das ist abscheulich! — rief ich aus.

— Ja, Ferdinand, das war abscheulich, so abscheulich und unglücklicherweise so wahr, daß ich, indem ich an die schimpfliche, vielleicht gräßliche Zukunft dachte, welche die Verlassenheit diesem jungen Mädchen bereiten konnte, mich von Mitleiden ergriffen fühlte. Ich sagte aber zu diesem unwürdigen Geschöpfe: Zuvörderst wird mich aber Mademoiselle Cäsarine ohne Zweifel nicht zum Gatten haben wollen! dann bin ich arm, ich besitze nur eine Rente von funfzehnhundert Franken; freilich werde ich später, wenn ich vom Supernumerarius zu einem Angestellten übergehe, ohne Zweifel eine Stelle erhalten, die eine gleiche Summe einbringt; Madame Robin ließ mich nicht aussprechen und erwiderte: — »Meine Stieftochter würde sich mit dem Teufel in der Hölle verheirathen, um meinen Krallen zu entgehen. Denn, was den Widerwillen betrifft, so erwidern wir uns denselben. Cäsarine ist da, ich will sie zu Ihnen schicken.« — In der That, von ihrer Stiefmutter von der Möglichkeit einer Verheirathung benachrichtigt, eilte Cäsarine einige Augenblicke nachher zu mir. Ihre ersten, mit einem Ausdrucke von Glück und unbeschreiblicher Dankbarkeit ausgesprochenen Worte

waren folgende: — »Wäre es denn wahr, mein Herr, Sie würden einwilligen mich zu heirathen, und ich würde die Hölle verlassen, in welcher ich lebe!« — Indem sie hierauf in Thränen ausbrach und die Hände faltete, rief sie aus: — »Ich bitte Sie inständigst, haben Sie Mitleiden mit mir, verlassen Sie mich nicht.«

— Armes junges Mädchen ...

— Meine Thränen flossen gleichfalls, ich versichere es Dir, Ferdinand; hierauf redete ich Cäsarinen vernünftig zu; ich versuchte sie die Zukunft ohne Täuschung ins Auge fassen zu lassen, um uns Beiden schmerzliche getäuschte Hoffnungen zu ersparen; ich sagte ihr, sie könne mit ihren achtzehn Jahre, ihrer seltenen Schönheit, mich nicht wirklich lieben; unser Leben würde sehr gering, sehr bescheiden sein, ich würde mich bemühen, durch ein Herz und durch Zärtlichkeit zu ersetzen, was mir fehlte ... Cäsarine unterbrach mich und rief mit einem so überzeugten Ausdrucke aus, daß mein Zögern ein Ende hatte: — »Ich würde Sie nicht ... bis zur Anbetung lieben, Herr Hyacinth ... Sie ... der Sie so sanft und gut wie ein Engel sind ... Sie, der Sie mich aus der Hölle erlösen würden, in welcher ich lebe! Ich würde Sie nicht lieben! Aber weil ich das Märtyrerthum erdulde, glauben Sie also, daß ich weder Herz noch Seele habe?« — Wie ich Dir gesagt, Ferdinand, ich hatte nicht mehr den Muth zu zögern; durch ein Gefühl innigen Mitleidens ließ ich meinen ersten Entschluß fallen. Ich heirathete Cäsarinen.

— Dann, indem ich später gegen meine Entschlüsse fehlte, — fügte Hyacinth lächelnd hinzu, — habe ich die Kühnheit gehabt verliebt ... ja rasend verliebt in meine Frau zu werden, und, mit Ausnahme einiger kleiner Gewissensbisse, von denen ich mit Dir gesprochen habe, macht mich diese Liebe zum glücklichsten der Männer ... Cäsarine erklärt sich mit ihrem Schicksale sehr zufrieden; sie gibt mir täglich Beweise von der Aufrichtigkeit ihrer Zuneigung; kurz, seit zwei Jahren der Verheirathung hat sich niemals die geringste Wolke zwischen uns erhoben. Ich sage Dir daher auch, daß ich glücklich bin ... ja glücklich, — fügte Hyacinth mit Thränen in den Augen hinzu, — wie ich nicht hoffen konnte es zu werden ... Denn Du weißt es besser als irgend Jemand, Ferdinand ... ich schien nicht für das Glück geboren ...

— Lieber Hyacinth! welche Freude Du mir verursachst, indem Du so sprichst! Wie solltest Du außerdem nicht glücklich sein? Deine Frau ist ebenso gut, als schön ...

— O ja, gut, vortrefflich! Wenn Du wüßtest, wie seit unserer Verheirathung ihr Verstand sich ausgebildet ... wie ihre Kenntnisse sich entwickelt ... wie ihre Neigungen sich veredelt haben!

— Bei einem Erzieher wie Du, glaube ich das wohl ...

— Armes Kind! Ihr Verstand war unausgebildet; ... allmälig öffnete, klärte er sich auf ... Wenn Du

sie kennen lernst, wirst Du sehen, welchen natürlichen Zauber, welchen gesunden Verstand sie hat. So hatte ich aus Furcht, sie möchte sich während meiner gezwungenen täglichen Abwesenheit langweilen, da ich um zehn Uhr ausgehe, um erst um vier Uhr wieder nach Hause zu kommen, aus Furcht, unsere unter vier Augen zugebrachten Abende möchten Cäsarinen langweilen, ihr gerathen, sich mit zwei oder drei Frauen meiner Büreaucollegen zu befreunden, sie des Abends hier bei sich zu versammeln, um ihr eine kleine Gesellschaft aus biederen Leuten von einer der unsrigen gleichen Stellung zu bilden; Cäsarine schlug es mir ab.

— »Wozu neue Bekanntschaften, — sagte sie mir, — ich bringe meine Zeit vortrefflich zu. Ich stehe spät auf, ich bringe Dein Arbeitszimmer in Ordnung, das unterhält mich, dann gehe ich so lange als das Wetter schön ist in die Tuilerien, um dort bis zu der Stunde, wo Du Dein Büreau verlässest, zu arbeiten oder zu lesen. Du holst mich ab, wir machen einen kleinen Spaziergang, und wir kehren nach Hause zurück; nach dem Mittagsessen führst Du mich oft in das Schauspiel, oder Du liest mir wohl auch Etwas vor, was mich interessirt und mich unterrichtet, ich langweile mich nicht im Mindesten, laß uns dieses Leben fortsetzen, da es uns Beiden gefällt.« Und wir setzen es fort, mein lieber Ferdinand; Cäsarine liebt das Schauspiel außerordentlich; da das aber eine ziemlich kostspielige Unterhaltung für eine kleine Kasse wie die unsrige ist, so habe ich

es so eingerichtet, einem Unterdirector des Theaterbüreaus in meinem Ministerium einige Dienste zu erzeigen; er gibt mir Theaterbillette, Cäsarine ist entzückt ... und ich auch.

— Ich begreife vollkommen, mein guter Hyacinth, daß Du auf diese Weise mit Deiner Frau glücklich und zufrieden lebst; wie es mir scheint, sind die Aussichten des Glückes viel größer, wenn man das Glück nur von sich selbst verlangt, die geräuschvollen Vergnügungen der Welt sind so eitel ... so leer ...

— Das ist auch meine Meinung; meine Frau und ich leben wie wahre Wölfe, indem wir durchaus Niemand empfangen ... Wenn ich sage Niemand, so empfangen wir doch oft einen Besuch, der mir sehr theuer ist ... und ...

Hyacinth unterbrach sich, erröthete und schien mir in Verlegenheit zu endigen; seine Züge nahmen sogar einen schmerzlichen Ausdruck an; ich ahnete die Ursache von dem Verschweigen Hyacinth's.

— Ich errathe, von wem Du sprechen willst, — sagte ich traurig zu ihm; — es handelt sich um Jean Raymond ... Du antwortest mir nicht ... ich habe also Recht ...

— Ja, Ferdinand ...

— Beruhige Dich, Hyacinth; da ich durch meinen bedauernswerthen Leichtsinn großes Unglück angerichtet habe, so habe ich, ich weiß es, nicht das Recht den Namen Dessen auszusprechen, von dem wir sprechen,

um Dich zu fragen, wo er ist und was für ein Leben er führt. Möge es wenigstens glücklich und seinen Wünschen angemessen sein, das ist mein aufrichtiger Wunsch ... Ich bin überzeugt, daß Du meinen Worten glauben wirst.

— Wenn ich nicht daran glaubte, Ferdinand ... — antwortete mir Hyacinth in ernstem und ergriffenem Tone, — wenn ich, wie Jean, der Dir verziehen hat, ich habe es Dir einst gesagt, nicht überzeugt wäre, daß man Dir nur Deine mit einer höllischen Kunst von Levasseur benutzte Unbesonnenheit und Plauderhaftigkeit vorwerfen kann, wenn ich mit einem Worte Dich einer Schändlichkeit fähig hielte, so würde ich gestern, statt Dir mit ausgestreckter Hand entgegen zu gehen, Deine Begegnung vermieden haben. Wenn soeben der Name Raymond's auf meinen Lippen unausgesprochen schwebte, so geschah es, weil ich fürchtete traurige Erinnerungen bei Dir zu erwecken, wenn ich ihn ausspräche ... Was Jean betrifft, so beruhige Dich, er befindet sich wohl, er lebt bei seiner Mutter, er ist glücklich, er ist Director einer ansehnlichen Fabrik.

— Und seine Mutter? — sagte ich zu ihm, indem ich Erinnerungen wieder in mir erwachen fühlte, die niemals in meinem Herzen erloschen waren, — ist sie immer noch die liebenswürdige Frau, wie ich sie kannte?

— Immer noch, Ferdinand. Sie ist immer noch so, wie sie einst war, nicht nur in moralischer, was

gar nicht zu verwundern ist, sondern auch in physischer Hinsicht; und das ist, ich gestehe es, sehr überraschend.

— Wie! ihre bereits so wundervoll erhaltene Schönheit ...

— Das Wunder derselben besteht noch, mein Freund; ich habe sie vor drei Monaten gesehen, es ist etwas Unerhörtes, sie scheint keine dreißig Jahre alt zu sein.

— Geh, Du übertreibst!

— Nicht im Geringsten. Wenn Du sie siehst, so wirst Du meiner Meinung beistimmen.

Ich empfand einen seltsamen Eindruck, als ich erfuhr, Madame Raymond wäre schön geblieben. Ich bedauerte es fast. Es schien mir, als ob dieses reizende Bild mir noch viel häufiger erscheinen würde.

Nach einem Augenblicke des Schweigens sagte ich zu Hyacinth:

— Ich danke Dir für die Nachrichten, mein Freund, welche Du mir von Jean gibst ... Er ist glücklich, seine Mutter gleichfalls, ich habe nicht das Recht nähere Umstände von Dir zu verlangen ... Das ist die gerechte Strafe für meinen früheren strafbaren Leichtsinn; nur ein Wort, mein Freund, ich wünsche Dich oft zu sehen, aber vielleicht würde meine Gegenwart Jean lästig sein ...

— Lästig ... ich weiß nicht; sein Herz ist so gut, so großmüthig, sein Verstand so richtig, daß er, indem er immerhin Deine Plauderhaftigkeit tadelt, gegen Dich weder Haß, noch Zorn bewahrte; weil

davon entfernt, wenn Dein Name in unseren Unterhaltungen vorkommt, so läßt Raymond immer Dem Gerechtigkeit widerfahren, was Vortreffliches in Deinem Herzen liegt; übrigens ist Jean abwesend, und wird vor zwei bis drei Monaten nicht nach Paris zurückkehren; bis dahin, — fügte Hyacinth lächelnd hinzu, — wirst Du wenigstens nicht den Vorwand der Möglichkeit eines Zusammentreffens mit unserem Freunde haben, um mich zu vernachlässigen. Das ist kein Vorwand, Ferdinand, Dein Leben und das meinige sind so verschieden, daß es ganz natürlich war, daß wir getrennt gewesen sind, daß wir uns aus dem Gesicht verloren haben; ich hatte es außerdem auch vorausgesehen. Erinnerst Du Dich dessen?... Der Apologie des Zaunkönigs und des Falken?

— Ja, — sagte ich zu Hyacinth voll Rührung, indem ich ihn an das Ende dieser treuherzigen und zarten Apologie erinnerte: »Der Falke wird sich vergebens in die unabsehbaren Lüfte erheben, von Berg zu Berge, von Schloß zu Schlosse fliegen, er wird dennoch niemals von dem Zaunkönig getrennt sein, der bestimmt ist in seinem Gebüsche zu leben und zu sterben. Ja, der kühne Falke wird vergebens dort sein, er wird immer hier sein. — Wo denn? — In dem Herzen des Zaunkönigs.«

— Ja, und er ist immer darin geblieben, — sagte Hyacinth bis zu Thränen gerührt zu mir, indem er mir die Arme entgegenstreckte — nach so vielen Jahren Dich

so treu dieses ersten Zeugnisses meiner Freundschaft zu erinnern... Nur die zarten Herzen erinnern sich so.

Hyacinth's Rührung steckte mich an, die Thränen kamen mir gleichfalls in die Augen, indem ich ihn in meinen Arm drückte; Alles, was er mir von seiner Verheirathung erzählt hatte, schien mir so rührend, so ehrenvoll für ihn und seine Frau; sie waren endlich alle Beide so glücklich, daß ich eine köstliche Freude empfand; ich warf mir in aller Aufrichtigkeit der Seele vor, einen Augenblick lang gefürchtet zu haben, daß die seltene Schönheit der Cäsarine Durand am Tage vorher einen zu großen Eindruck auf mich gemacht habe. Daran zu denken, das Glück Hyacinth's nicht einmal ernstlich, sondern durch die geringste Inconsequenz zu gefährden, hätte mir ein dermaßen schändlicher Gedanke geschienen, daß ich nicht dabei stehen blieb; ich versprach mir im Gegentheile von unserer neuen vertrauten Freundschaft eine Menge reiner und süßer Freuden.

. . . .

Ich erzählte nun Hyacinth ebenso die hauptsächlichsten Vorfälle meines Lebens seit meinem Austritte aus Saint-Barbe: den Tod meiner Großmutter, meinen Austritt aus dem Militärstande und den Müßiggang, die Zerstreuung meines Lebens. Nachdem Hyacinth mich angehört hatte, sagte er zu mir, indem er mich viel schärfer anblickte, als er es bis jetzt gethan hatte:

— Mein armer Ferdinand, was Du mir soeben von Deinem Leben der Aufregung und der Vergnügun-

gen erzähltest, erklärt mir die Veränderung, welche ich an Dir bemerkte, ohne es Dir zu sagen.

— Welche Veränderung?

— Du hast nicht mehr die schöne und blühende Gesundheit wie früher, Deine frischen Farben sind verschwunden... ich finde Dich bleich... mager geworden....Die schönen Damen der vornehmen Welt, — fügte er lächelnd hinzu, — welche vielleicht zu Deiner Bläſſe beigetragen haben, finden sie ohne Zweifel sehr ausgezeichnet... Aber ich, der ich Dich mit den Augen eines Bruders ansehe, ich würde für Dich weniger Aehnlichkeit mit einem Romanhelden... und mehr kräftige Gesundheit vorziehen.

— Es ist wahr, mein guter Hyacinth, seit ohngefähr einem Jahre bin ich einigem Unwohlsein ausgesetzt... Ehedem blieb ich, wenn es sein mußte, eine ganze Nacht über bei Tische, oder beim Spiele; jetzt ermüden mich diese Ausschweifungen, sie sind mir lästig. Ohne Zweifel, weil ich dieses betäubende Leben eines jungen Mannes mehr aus Gewohnheit als aus Vergnügen fortsetze.

— Und dann hast Du fünf oder sechs Male gehustet... und mit einem kleinen trockenen Husten, den ich nicht gern habe.

— Mein Arzt hat diesen Husten auch nicht gern, — sagte ich lachend; — aber da er der Doctor ist, um so schlimmer, ich bin sehr widerspänstig gegen seinen Rath.

— Und Du hast Unrecht, Ferdinand; ... ein wenig Ruhe, Mäßigung in den Vergnügungen würden Dir so leicht wieder eine gute Gesundheit geben; in Deinem Alter gibt es so viele Mittel ... Und sieh ... ich bin überzeugt, wenn Du oft, wie Du es mir versprichst, kämest, um angenehme kleine, sehr ruhige und vertrauliche Abende mit uns zuzubringen, worauf Du frühzeitig nach Hause gingest, so würdest Du Dich bei dieser Lebensweise vortrefflich befinden. Du wirst sagen, — fügte Hyacinth mit liebenswürdiger Güte lächelnd hinzu, — Du wirst sagen, ich treibe persönliche Arzeneikunde ... selbstsüchtige Arzeneikunde ... aber versuche ein wenig dieses stille Familienleben ... und Du wirst sehen, ob nicht Dein Körper und die Seele dabei gewinnen!

— Lieber Hyacinth, — sagte ich innig gerührt über diese zarte Theilnahme zu ihm, — geliebter und guter Bruder, wie scharfblickend und besorgt Deine Freundschaft ist... Ist es möglich, Deinem Rathe zu widerstehen? Urtheile doch! Zugleich den Reiz unserer frühern Freundschaft und meine verlorene Gesundheit wiederzufinden! Welche wundervolle Kur! wobei Du der Arzt sein wirst.

— Und Cäsarine! — begann Hyacinth heiter wieder, — wird sie denn nicht auch ihren Antheil an der Genesung haben? Sie wird den Auftrag haben, Dich unbarmherzig um zehn Uhr von hier fortzuschicken und Dein Wort zu erhalten, vernünftig nach Hause zu gehen, wenn

Du uns verläßt. Aber, — begann Hyacinth wieder, indem er sich bei dem Klange der Standuhr des Salons unterbrach, welche halb zehn Uhr schlug, — entschuldige mich, Ferdinand . . . ich muß Schlag zehn Uhr auf meinem Büreau sein . . . und ich bin viel pünktlicher als jemals. Abscheulicher Macchiavellismus, — fügte Hyacinth mit geheimnißvoller Miene lachend hinzu, — teuflische Umtriebe von meiner Seite . . . Denn man spricht von einer bevorstehenden Beförderung in den Büreaus, und ich habe die Anmaßung, nach einer gewissen Stelle als Unterdirector zu streben . . . Das wäre mein Traum des Ehrgeizes, und wahrscheinlich mein Marschallstab von Frankreich . . . Aber ich tröste mich mit Blendwerken, denn ich habe durchaus keine Protection; am Ende schaffe ich mir ebenso gewiß Rechte durch meine guten Dienste, möge dann kommen, was da wolle. Also auf heute Abend, Ferdinand, nicht wahr? Du hast es mir versprochen; Cäsarine rechnet auf Deinen Besuch, und wir werden heute die merkwürdige Kur anfangen, die wir unternehmen.

— So verpflegt zu werden, — sagte ich zu Hyacinth, indem ich ihm die Hand drückte, — könnte Einem Lust machen, die Krankheit lange dauern zu lassen.

Ich stand auf, Hyacinth begleitete mich in den Salon, durch den wir gehen mußten.

Indem er wahrscheinlich dachte, der Contrast der Unordnung in diesem Salon mit der Ordnung, welche

in seinem Arbeitszimmer herrschte, müsse mich überraschen, begann mein Freund leise und lächelnd wieder:

— Als ich Dir von meinem vollständigen Glücke sprach, beging ich eine große Lüge. Cäsarine hat einen unverbesserlichen Fehler ... Sie ist die schrecklichste Fahrlässige, die Du Dir denken kannst.

— Aber hast Du mir nicht gesagt, daß Du die hübsche Anordnung Deines Arbeitszimmers der Sorgfalt verdanktest, welche Deine Frau selbst darauf verwendet?

— Ei! ohne Zweifel, weil sie weiß, daß die Ordnung für mich ein Bedürfniß und ein Vergnügen ist; was aber den übrigen Theil der Wohnung betrifft, den ich nicht persönlich bewohne, so siehst Du leider! Und das ist nicht Alles: ich weiß nicht, welcher Sittenprediger sagte, daß man viel mehr die Fehler als die guten Eigenschaften des geliebten Gegenstandes annehme. Wohlan! ohne ebenso fahrlässig wie Cäsarine zu werden, habe ich die Unwürdigkeit, sie zu vertheidigen, sie zu rechtfertigen; wir haben in dieser Beziehung zuweilen mit Raymond höchst stürmische Wortwechsel; ich überhäufe ihn mit einem Hagel von Paradoxen, welche ihn empören, über die er aber laut lacht; ich behaupte zum Beispiel, daß Nichts pittoresker, unerwarteter ist, als der Contrast der verschiedenartigsten Dinge ... Zum Beispiel dieser Teller, und dieser Halbstiefel auf dem Piano ...

— Ich bin ganz Deiner Meinung, ein so reizender

Halbstiefel könnte nicht so sehr ins Auge fallen, und ich finde ihn nach meiner Meinung dort wundervoll an seinem Platze.

— Das lasse ich mir gefallen, — sagte Hyacinth fröhlich zu mir, — das heißt wie ein Philosoph, wie ein Weiser sprechen... Wir konnten nicht ermangeln uns zu verstehen . . . Adieu, Ferdinand, auf heute Abend!

— Auf heute Abend!

IV. Capitel.

Ich verließ Hyacinth, die Seele von einer unaussprechlichen Heiterkeit erfüllt, von nun an meiner sicher und indem ich mich im Stande fühlte der Trunkenheit Trotz zu bieten, welche mir die Schönheit Cäsarinens einen Augenblick verursacht hatte; ein Eindruck, welcher, ich gestehe es, fast bei dem so plötzlich in meinem Herzen erweckten Andenken an Madame Raymond erlosch. Die brüderlichen Bemerkungen Hyacinth's über meine Bläße hatten mich gleichfalls überrascht. In der That, seit ohngefähr einem Jahre war meine Gesundheit in Folge zahlreicher Ausschweifungen ein wenig geschwächt; vergebens hatte mich mein Arzt zu einem regelmäßigern Leben und zu der Befolgung gewisser Verordnungen ermahnt, die mir einen unüberwindlichen Abscheu einflößten, dagegen aber nahm ich mir vor, den moralischen und physischen Gesundheitsrath Hyacinth's zu befolgen.

Ich fing an dieses aufgeregte, glänzende und künstliche

Leben der großen Welt überdrüssig zu werden; dann endlich zeigte mir die angeborene Veränderlichkeit meiner Einbildungskraft den vertrauensvollen und friedlichen freundschaftlichen Umgang, den ich in dem Schooße der bescheidenen Ehe meines Jugendfreundes und seiner Frau genießen sollte, als einen köstlichen Contrast.

Als ich Hyacinth verließ, erinnerte ich mich daran, was er mir in Bezug auf die Stelle als Büreau-Unterdirector, die Hoffnung seines bescheidenen Ehrgeizes, gesagt hatte. Ich hatte den vortrefflichen Gedanken, Hyacinth nützlich zu sein und ihm auf eine wirksame Weise zu dienen. Es war noch früh am Tage; ich begab mich zu Herrn de la Bussière, ehemaligem Untergouverneur der Pagen und Freund meiner Großmutter. Nach meinem Austritte aus dem Hofstaate des Königs hatte ich mit meinem ehemaligen Gouverneur sehr freundschaftliche Verbindungen erhalten. Ich kannte seinen bedeutenden Einfluß, und ich gedachte ihn um seine thätige Protection für meinen Freund zu bitten.

Herr de la Bussière empfing mich auf das Beste; es fand sich, daß er gerade der persönliche Freund des Grafen von ..., Ministers des Innern, war; er schlug mir sehr verbindlich vor, sich mit mir an demselben Morgen nach dem Ministerium zu begeben. Ich nahm es an; wir brachen auf. In Abwesenheit des Ministers, der, wie man uns sagte, in diesem Augenblicke in Berathung mit seinen Divisionschefs war, wurden wir von seinem Privatsecretär empfangen, ein Mann ohn-

gefähr in meinem Alter, den Herr de la Bussière ohne Zweifel seit langer Zeit kannte, denn er redete ihn vertraulich an, indem er ihn Herr von Saint-Marie nannte.

Er empfing Herrn de la Bussière mit ausgezeichneter Höflichkeit, die mit der Achtung verbunden war, welche das Alter und der Stand von Hyacinth's zukünftigem Beschützer einflößten. In der Erwartung der Rückkehr des Ministers begann die Unterhaltung über alltägliche Dinge; Herr von Saint-Marie zeigte sich als ein Mann von der besten Gesellschaft, von einem angenehmen und spöttischen Witze. Ich weiß nicht warum, aber er schien mir Aufmerksamkeiten zu erweisen, denn mehrere Male schien es mir, als ob er nach einem Witze mit dem Blicke meine Billigung erwarte.

Wir unterhielten uns auf diese Weise eine halbe Stunde lang, als ein Huissier eintrat, Herrn von Saint-Marie leise Etwas ins Ohr sagte und sich wieder entfernte; der Secretär des Ministers schien sehr unangenehm überrascht, und indem er sich an Herrn de la Bussière wandte, sagte er zu ihm:

— Ich bin untröstlich darüber, was sich begeben, mein Herr, die Stunde des Rathes ist wegen der Jagd des Königs beschleunigt worden, und Seine Excellenz wird nicht die Ehre haben können, Sie heute Morgen zu empfangen . . . Könnte ich doch Ihr Dolmetscher bei Seiner Excellenz sein, . . . ich bitte Sie über mich

zu verfügen, Sie wissen, mein Herr, wie sehr ich zu Ihren Diensten stehe.

— Auch ich bedaure es sehr, den Minister nicht sprechen zu können, — erwiderte Herr de la Bussière, — aber ich werde morgen hoffentlich glücklicher sein. Würden Sie indessen, mein lieber Herr von Saint-Marie, die Güte haben ihm den Gegenstand meines Besuches mitzutheilen? Herr Ferdinand Duplessis (und Herr de la Bussière wandte sich nach meiner Seite), der die Ehre hatte, unter den Pagen und Garden im Dienste des Königs zu stehen, hat das größte Interesse für einen der besten und würdigsten Beamten Ihres Ministeriums; wie man sagt, wird in der siebenten Division eine Stelle als Büreau-Unterdirector bald erledigt sein; ich wollte den Minister um sein Wohlwollen für den Empfohlenen des Herrn Duplessis bitten, und Seiner Excellenz sagen, daß ich ihm ganz besonders dankbar sein würde, wenn er bei dieser Veranlassung Etwas thun könnte . . .

— Sie dürfen an der Bereitwilligkeit nicht zweifeln, mein Herr, welche Seine Excellenz darauf wenden wird, Ihnen angenehm zu sein, — antwortete Herr von Saint-Marie.

Indem er sich hierauf an mich wandte, fügte er hinzu:

— Die Empfehlungen der Personen, welche wie Sie, mein Herr, die Ehre gehabt haben dem Könige zu dienen, sind immer mit der Rücksicht aufgenommen worden,

die sie verdienen; ich zweifle daher nicht, mein Herr, daß Seine Excellenz Alles thut, was von ihr abhängt, um Ihren Wünschen und denen des Herrn de la Bussière zu entsprechen . . . Wollten Sie, um die Ernennung zu beschleunigen, wenn sie möglich ist, mir schon jetzt den Namen des Angestellten wissen lassen, von dem die Rede ist?

— Herr Hyacinth Durand . . . — sagte ich zu Herrn von Saint=Marie, — Beamter in der siebenten Division.

— Ich danke Ihnen, mein Herr, — sagte Herr von Saint=Marie verbindlich zu mir, indem er den Namen Hyacinth Durand's auf ein Papier schrieb; — Seine Excellenz wird, ich bin überzeugt davon, Ihre Empfehlung berücksichtigen; sobald der Minister kommt, werde ich Seine Aufmerksamkeit auf diese Bitte richten, und, wenn Sie mir es erlauben wollen, mein Herr, so werde ich die Ehre haben, Sie selbst von der Antwort Seiner Excellenz zu unterrichten und mit Ihnen darüber zu berathen.

— Mein Herr, — erwiderte ich fast verlegen über die außerordentliche Zuvorkommenheit des Herrn von Saint=Marie, die Nichts mir zu begründen schien, — ich will nicht, daß Sie sich diese Mühe geben, und . . .

— Glauben Sie gefälligst, mein Herr, daß es für mich immer ein grosses Vergnügen sein wird Herrn de la Bussière neue Beweise der Ergebenheit zu geben;

er weiß, wie sehr ich zu seinen Diensten stehe . . . das heißt, daß ich seinen Freunden zu dienen immer bereit bin.

Vergebens wollte ich das verbindliche Anerbieten des Herrn von Saint-Marie ausschlagen, es war unmöglich seine Beharrlichkeit zu überwinden und ihm nicht zu sagen, zu welcher Stunde er mich am folgenden Tage finden würde.

Hyacinth Durand hatte mir für den Abend ein Rendezvous versprochen; um acht Uhr ging ich zu ihm, indem ich mir fest vornahm, ihm Nichts von meinem für ihn gethanen Schritte mitzutheilen, ehe ich nicht eines glücklichen Erfolges gewiß wäre.

Als ich bei meinem Freunde eintrat, wurde ich außerordentlich überrascht.

Statt der Unordnung am Morgen, oder vielmehr statt der gewöhnlichen Unordnung, wie mir Hyacinth gesagt hatte, war die wundervollste Ordnung gefolgt. Ich fand den kleinen Salon von entzückender Sauberkeit: der Fußboden glänzte, als ob er lackirt worden wäre, eine Menge frischer Blumen bedeckte das Kamin, Vorhänge von blendender Weiße verbargen die Fenster halb, deren erst kürzlich geputzte Scheiben so hell wie Krystall waren; diese kleinlichen Umstände hätten mich ohne Zweifel ohne den Gegensatz nicht überrascht, den sie gegen die schmuzige Sorglosigkeit am Morgen boten. Als ich eintrat, fand ich Hyacinth allein.

— Komm doch, großer Wunderthäter, — sagte er lächelnd zu mir, — komm doch und genieße Deine Wunder...

— Welche Wunder?

— Wie! Du siehst nicht?...Du findest hier Nichts verändert? Gib Dir doch zum Beispiel Mühe, wie heute Morgen ein Halbstiefelchen auf dem Pianoforte zu finden.

— Es ist wahr, — antwortete ich mit einer Verlegenheit, über welche ich mir keine Rechenschaft ablegte, — ich sehe keine Halbstiefelchen auf dem Pianoforte und hier auf dem Kamine sind herrliche Blumen; aber Urheber davon zu sein, was Du diese Wunder nennst, dagegen sträubt sich meine Bescheidenheit aus allen ihren Kräften...

— Wohlan, mein Freund, Deine Bescheidenheit ist wie immer vollkommen blind; höre und überzeuge Dich.

— Das wird schwer sein;... aber am Ende, laß doch hören.

— Heute Morgen ging ich nach meinem Büreau ohne Etwas zu ahnen; vorhin kehrte ich wie gewöhnlich durch die Tuilerien zurück, um Cäsarinen dort abzuholen; ich fand sie dort nicht. Ich kam ein wenig besorgt hierher; denke Dir mein Erstaunen bei dem Anblicke der plötzlichen, in diesem Salon bewirkten Verwandlung, und die durch die thätige Mitwirkung meiner lieben Frau kaum fertig wurde, welche mit Hülfe unserer Magd sich den ganzen Tag über eine unendliche

Mühe gegeben hat, um diese Ordnung hier herzustellen, welche Du siehst ... Da sie sich nun erst sehr spät ankleiden konnte, so ist sie daher auch noch bei ihrer Toilette ... Du wirst sie aus diesem Grunde entschuldigen, nicht wahr, Ferdinand?

— Nichts ist heiliger, als eine Frau bei ihrer Toilette; aber indem ich immerhin die Thätigkeit lobe, von der ich hier so viele Beweise sehe, begreife ich noch nicht, welches mein Antheil an diesem Wunder ist?

— Du wirst es begreifen, aber vor Allem, Ferdinand, mache Dich nicht über mich lustig; Du siehst mich gerührt über einige frische Blumen auf einem Kamine und über ein Paar weiße Vorhänge an einem Fenster; das kommt daher, weil Du den Gedanken voll Dankbarkeit und Zartgefühl nicht kennst, der Cäsarinen eingeflößt hat ...

— Ich bitte, Hyacinth, erkläre Dich?

»— Gütiger Gott! —« sagte ich zu meiner Frau, als ich vorhin nach Hause kam, — »welche Veränderung, liebe Fahrlässige! Was wird aus meinem Vorrathe von Paradoxen zu Gunsten des pittoresken Anblickes der Unordnung werden! Diese köstliche Thesis, die ich so kühn gegen Jean Raymond behaupte? — Mein Freund, — antwortete mir Cäsarine mit ergriffener Stimme, — ich war das unglücklichste Geschöpf ... Ich wurde von einer Rabenmutter geschlagen ... Du bist gut gewesen, ... Du bist muthig gewesen, ... Du hast Mitleid mit meinen Qualen gehabt; ... kurz, Du hast

für mich gethan, was einst Herr Duplessis für Dich that,... als er Dich mit seinem Schutze deckte... als er Dich gegen Die vertheidigte, deren Opfer Du warst ... Wohlan! für mich ist der Tag ein Festtag, an welchem wir in unserem Hause einen so alten und besonders einen so großmüthigen Freund empfangen; deshalb habe ich mich bemüht unserer bescheidenen Wohnung, so gut als ich es vermochte, ein festliches Ansehen zu geben. Warum habe ich diesen Gedanken nicht jedes Mal gehabt, wo wir unsern vortrefflichen Herrn Raymond empfangen haben? Ich weiß es nicht... Das kommt vielleicht daher, weil meine Dankbarkeit für Deine Güte mich noch viel gefühlvoller für die zarte Aufopferung macht, von der Dir Herr Duplessis einst den Beweis gab. Und bei dem Gedanken, daß er heute Abend hierher kommen würde, erwachte ich... zu meinem großen Erstaunen, ich gestehe es Dir, aus meiner gewöhnlichen Fahrlässigkeit, indem ich wollte, daß dieser Salon, der mein kleines Reich vorstellt, wie das Deinige Dein Arbeitszimmer, würdig wäre Herrn Duplessis zu empfangen.«

— Aber, — fügte Hyacinth hinzu, indem er sich bei dem Geräusche der Schritte seiner Frau unterbrach, — ich will nicht in ihrer Gegenwart von dem Vergnügen sprechen, das sie mir bei dieser Veranlassung verursacht hat, ihr vortreffliches Herz würde darüber in Verlegenheit gerathen...

Cäsarine trat bald darauf in ein einfaches und

frisches Kleid von bläulichem Mousseline gekleidet in den Salon; ihre Arme waren bloß, ihre Schultern und ihr Busen halb entblößt, sie hatte keinen andern Kopfputz als ihre prachtvollen, hinter ihrem Kopfe in eine Flechte geschlagenen, und in langen Locken über ihre Wangen herabfallenden Haare.

Ach! nach meinen Betrachtungen des Tages hielt ich mich für sicher und Herr meiner selbst: meine Freundschaft gegen Hyacinth, sein edles Vertrauen, und selbst die unaussprechliche Glückseligkeit, die er genoß, Alles mußte mir seine Frau geheiligt machen; ich durfte sie nur mit den Blicken eines Bruders ansehen. Kurz, wie bereits so viele Male, das Andenken der Madame Raymond erlosch in meinem Herzen vor dem Ungestüme meiner Leidenschaften, und Cäsarine war noch nicht seit zehn Minuten in dem Salon, als ich mich bereits leidenschaftlich in sie verliebt fühlte... wenn man das glühendste Verlangen Liebe nennen kann, das jemals das Blut eines Mannes in Flammen setzte; nein, in meinem Leben hatte ich nicht heftiger die Herrschaft der Sinne und jener physischen Anziehungskraft empfunden, welche man unglücklicherweise nicht untersucht, nicht bekämpft; sie besteht, weil sie besteht. Man empfängt die elektrische Wirkung, keine menschliche Macht ist im Stande diesen Stoß zu verhindern, welcher das Feuer in unseren Adern entzündet.

Cäsarine empfing mich mit einem herzlichen Wohlwollen, das aber mit einer gewissen vielleicht affectirten

Zurückhaltung gemischt war; ihre Blicke, welche am Tage vorher sich oft fest auf die meinigen geheftet hatten, suchten sie nicht ein einziges Mal; sie nahm mit Mäßigung, Schicklichkeit und Bescheidenheit Theil an der Unterhaltung. Nur zwei oder drei Mal zeigten ihre Antworten eine augenscheinliche Befangenheit. Indessen bewiesen mir tausend Symptome während dieser Unterhaltung aufs Neue, daß Cäsarine ihren Gatten liebte, ich möchte fast sagen anbetete; die Aufrichtigkeit dieser Zuneigung verrieth sich mit jedem Augenblicke, nicht allein in dem Ausdrucke, in den Worten, in den Zügen der jungen Frau, sondern zuweilen sogar in so kindischen Kleinigkeiten, daß die Heuchelei eines Gefühles niemals in einem solchen Grade berechnet gewesen wäre.

Hyacinth, ganz dem Glücke hingegeben, das ihm die Vereinigung unseres Trio's, wie er sagte, verursachte, sprach viel und ausgezeichnet. Seine sinnreiche Freundschaft fand oft Gelegenheit Cäsarinen und mich in dem Ausdrucke des Glückes zu vereinigen, das er in unserer Mitte empfand. Seine Frau hörte ihn mit einem gewissen begierigen Stolze zu; einige Worte, wo nicht voll Geist, doch wenigstens richtig und passend, bewiesen mir, daß sie die feinsten Abstufungen von dem bezaubernden Verstand Hyacinth's zu würdigen wußte.

Und dennoch liest diese Frau im Geheimen Faublas, — sagte ich mir, — ... und indem ich ein Geheimniß oder ein Räthsel in dem Leben Cäsarinens

ahnete, so bemühte ich mich den Grund ihres Gedankens zu entdecken. Aber mein Scharfblick wurde auf dieser marmorweißen undurchdringlichen Stirn abgestumpft.

Ich kürzte meinen Besuch zum aufrichtigen Bedauern meines Freundes und seiner Frau ab. Ich mußte ihnen versprechen, am zweiten Tage wiederzukommen.

Nach Hause zurückgekehrt, brachte ich eine aufgeregte und unruhige Nacht zu, und nachdem ich mich mit unerbittlicher Strenge befragt hatte, erkannte ich, daß ich rasend verliebt in Cäsarinen war, und beschloß Paris zu verlassen, wenn ich diese unglückselige Leidenschaft nicht überwinden könnte.

. . . .

Seit länger als einem Monate hatte ich fast jeden Abend Hyacinth mit dem festen Entschlusse verlassen, mich am folgenden Tage von Paris zu entfernen, weil ich die Fortschritte meiner Liebe sah; aber eine strafbare Schwäche ließ mich diesen vernünftigen Entschluß verschieben.

— Was habe ich mir am Ende vorzuwerfen? — sagte ich mir, — ich leide allein über diese thörichte Leidenschaft; sie ist Cäsarinen und ihrem Gatten unbekannt. Warum sollte ich diesen vertrauten Umgang abbrechen, in welchem ich mit jedem Tage einen neuen Reiz finde, und über den Hyacinth selbst so glücklich scheint? Wiederholt er mir nicht beständig mit Entzücken:

»— Ein Freund wie Du, eine Frau wie sie, ist das Ideal von Glück.«

— Nein, nein, — fügte ich hinzu, — ich bin meiner sicher; niemals werde ich die Schändlichkeit haben, das treuherzige Vertrauen dieses so rechtschaffenen und so guten Freundes zu verrathen; niemals bin ich einen einzigen Augenblick mit Cäsarinen unter vier Augen geblieben; niemals ist ein Wort der Liebe über meine Lippen getreten! Wird es dann nicht Zeit genug sein mich zu entfernen, wenn ich eines Tages so unsinnig wäre, aus meiner Zurückhaltung herauszutreten.

Dieser Augenblick kam herbei.

Eines Tages verließ Hyacinth, der einen Brief zu beantworten hatte, seine Frau und mich; es war das erste Mal, daß wir uns allein befanden; die bis dahin zwischen Cäsarinen, ihrem Gatten und mir ziemlich lebhaft gewesene Unterhaltung hörte fast plötzlich auf; sie erröthete sehr, schlug die Augen nieder und blieb stumm. Zwei oder drei Mal versuchte ich das Gespräch wieder zu beginnen, aber das Stocken meiner Stimme, das Unzusammenhängende meiner Worte verriethen meine Gemüthsbewegung.

Cäsarine verstand ohne Zweifel die Bedeutung dieses Schweigens; ihre anfangs durch eine feurige Röthe beseelten Züge wurden bleich; ihr Busen wogte gewaltsam. Wünschte sie, fürchtete sie ein Geständniß? Ich weiß es nicht; aber bald, und als ob sie einer unwiderstehlichen Macht nachgegeben habe, erhob sie langsam

ihre großen, zugleich feuchten und glänzenden Augen auf mich und heftete sie einige Augenblicke auf die meinigen; hierauf, verlegen oder erzürnt über mein beharrliches Schweigen, stand sie plötzlich auf und näherte sich dem Fenster, um mir ohne Zweifel den Ausdruck ihrer Züge zu verbergen.

Es ist mir unmöglich es wiederzugeben, was von Liebe, Scham, Vorwürfen, vielleicht Gewissensbissen in diesem langen Blicke lag, der mich bestürzte, mich entzündete, mich wahnsinnig machte, denn ich rief aus:

— Cäsarine!!

Und meine Lippen bebten so heftig, daß ich kein Wort hinzuzufügen vermochte; aber dieses Wort und meine Verwirrung hatten Alles gesagt.

Fast sogleich trat Hyacinth wieder ein. Sein Brief war geschrieben. Durch die Anstrengung meiner unerhörten Willenskraft gelang es mir ruhig zu scheinen und die Aufmerksamkeit meines Freundes hinlänglich zu beschäftigen, daß er die Verlegenheit Cäsarinens nicht bemerkte, die auch bald ein plötzliches und heftiges Kopfweh vorschützte, um in ihr Zimmer sich zurückzuziehen. Ich verließ Hyacinth.

Dieses Mal zögerte ich nicht mehr mich von Paris zu entfernen.

Entschlossen einige Monate in Italien zuzubringen, ließ ich Postpferde für den folgenden Mittag bestellen; am Morgen erhielt ich einen sehr verbindlichen Brief von Herrn von Saint-Marie; er hatte die Artigkeit

mir die Ernennung Hyacinth's als Büreau-Unterdirector zu übersenden.

Zwei Stunden vor dem für meine Abreise festgesetzten Augenblicke schrieb ich an meinen Freund folgenden Brief, dem ich seine Ernennung beifügte:

»Mein lieber Hyacinth, es ist mir endlich gelungen Dir Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Du empfängst hier Deine Ernennung; ich muß unglücklicherweise auf das Vergnügen verzichten, Dir diese angenehme Nachricht selbst zu überbringen; ein unvorhergesehener Umstand nöthigt mich Paris heute zu verlassen; möge Deine Freundschaft sich nicht über diesen plötzlichen Beschluß beunruhigen; es handelt sich für mich nur darum, über ziemlich wichtige, durch einen unerwarteten Bankerott gefährdete Vermögensinteressen zu wachen. Ich bin heute Morgen so sehr beschäftigt, daß es mir unmöglich ist ausführlich zu schreiben, aber ich werde mich nächstens dafür entschädigen.

Lebewohl, in Eile. Tausend Complimente an Deine liebe Frau.

Ganz der Deine,
F. D.«

Ich übersandte diesen Brief Hyacinth, und beschäftigte mich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise.

Es war kaum eine Stunde verflossen, seitdem ich meinem Freunde geschrieben hatte, als man mir mel-

dete, daß eine Dame mich wegen einer sehr wichtigen und sehr dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Man ließ diese Dame in meinen Salon eintreten, in welchem ich fast sogleich zu ihr kam. Als wir allein waren, schlug sie einen dichten schwarzen Schleier auf, der ihr Gesicht verbarg ... Ich erkannte Cäsarinen.

V. Capitel.

Bei dem Anblicke Cäsarinens war ich auf das Höchste erstaunt, fast erschrocken.

Sie war bleich und zitterte; ihre Augen leuchteten von einem fieberhaften Glanze, und auf ihren Wangen bemerkte ich die Spuren frischer Thränen; ehe ich in meiner Bestürzung ein Wort hatte aussprechen können, zeigte sie mir den Brief, den ich eine Stunde vorher an Hyacinth geschrieben hatte, und sagte zu mir:

— Sie reisen ab!

— Madame, dieser Brief...

— Man sagte mir, er komme von Ihnen, ich habe ihn aufgebrochen... Also ... Sie reisen ab?

— Ja, Madame, — antwortete ich, indem ich alle Kräfte meiner Seele, meiner Schwäche und Liebe zu Hülfe rief; — ich reise ab ... wichtige Interessen rufen mich in die Provinz.

— Sie hintergehen mich. Deshalb verlassen Sie Paris nicht.

— Es ist wahr, Madame, ... ich kann nicht lügen ... ich verlasse Paris, um einer unerträglichen, schrecklichen Lage zu entgehen ... Ich verlasse Paris ... in der Hoffnung zu vergessen ... und nicht mehr zu leiden!

— Hören Sie mich an, Herr Ferdinand, ... hören Sie mich aufmerksam an ... Sie lieben Hyacinth, nicht wahr?

Und Cäsarine fügte mit ebenso viel Gemüthsbewegung als Rührung hinzu:

— Sie lieben ihn ... diesen Mann von einer Engelsgüte, ... diesen Mann, dessen Verstand dem Herzen gleich ist ... und dieses Herz ist das edelste ... großmüthigste auf der Welt ...

— Weil ich von ihm, wie Sie urtheile, Madame, ... weil ich ihn wie einen Bruder liebe, ... reise ich ab.

— Herr Ferdinand, abreisen heißt ebenso viel, als Hyacinth tödten ...

— Was sagen Sie, Madame?

— Ich sage Ihnen, er würde allein und fern von mir ... vor Schmerz sterben.

— Fern von Ihnen, Madame ... ich bitte, was bedeutet ...

— Es bedeutet, daß ich nicht will, daß er vor Kummer stirbt; ich will, daß er von mir geliebt, geehrt, geachtet lebt; ... von mir, rein von jedem Vorwurfe ... Und weil ich das will, sehen Sie mich hier, Herr Ferdinand.

Der scheinbare Widerspruch dieser Worte mit dem unvorsichtigen und kühnen Schritte Cäsarinens verwirrte mich.

Nach einem Augenblicke des Schweigens fuhr sie fort.

— Herr Ferdinand, das erste Mal, wo ich Ihnen begegnete, las ich ein abscheuliches Buch... Faublas... wissen Sie, warum ich diesen gefährlichen Roman las?

— Madame...

— Ich will es Ihnen sagen... Ich las Faublas, um meine Einbildungskraft durch romantische Liebschaften abzulenken... Weit davon sie zu besänftigen, entflammte, verirrte sie diese Lektüre noch mehr. Mein Gatte verläßt mich des Morgens um neun Uhr, um auf sein Büreau zu gehen, ich sehe ihn erst um vier Uhr wieder... Diese Tage sind lang, und in der Einsamkeit lese oder träume ich... Ich habe gegen Hyacinth immer die zärtlichste Dankbarkeit, eine, ich möchte fast sagen leidenschaftliche Verehrung empfunden, aber ich liebe ihn nicht mit wirklicher Liebe; und dennoch will ich, daß mein Lebenswandel wie in der Vergangenheit tadellos bleibt...das, Herr Ferdinand, hängt von Ihnen ab.

— Von mir, Madame?

— Durchaus von Ihnen. Hyacinth sagt Ihnen oft, indem er von mir spricht: eine Frau wie sie und ein Freund wie Du, das ist das Ideal von Glück; ich sage meinerseits: das Ideal von Glück ist ein Gatte wie Er und ein Freund wie Sie... Ich sage ein Freund,

Herr Ferdinand; ... wenn ich etwas Anderes dächte, so würde ich vor Scham gestorben sein, ehe ich den Fuß zu Ihnen gesetzt hätte ... Sein Sie dieser Freund, und niemals werden Hyacinth und ich glücklicher gewesen sein.

— Ach! Madame, das wäre der Traum meines Lebens, aber ...

— Ich verstehe Sie: zwischen einem Manne Ihres Alters und einer Frau von dem meinigen hat die Freundschaft ihre Gefahren; ... ja, für die schwachen, feigen, undankbaren Seelen, aber ich habe keine solche Seele ... und Sie auch nicht, Herr Ferdinand.

— Nein, Madame, denn ich werde den Muth haben Paris in zwei Stunden zu verlassen.

— Sie werden Paris nicht verlassen, weil dies, ich wiederhole es Ihnen, der Tod Hyacinth's wäre. Wenn ich zufällig einige Vorzüge habe, so habe ich auch meine Fehler. Sie rühren vielleicht weniger von meinem Herzen, als von meinem Alter, von meinem Blute und besonders von meiner Erziehung her. Ich bin auf eine so elende Weise erzogen worden. Wenn ich nach alle Dem, was ich gesehen und erduldet habe, nicht schlecht geworden bin, so kommt dies daher, weil in mir irgend etwas von Grund aus Rechtschaffenes liegt, auch daher weil die liebenswürdige Güte Hyacinth's mich aus einem Schlamme herausgezogen hat, in welchem ich wie so viele Andere untergegangen wäre. Aber ich habe am Ende diese Fehler: ich will mich nicht meiner

Kämpfe gegen mich selbst rühmen, um gefährlichen Neigungen zu widerstehen: das Glück Hyacinth's hat mich weit darüber hinaus belohnt, was ich gelitten habe. Ich habe mich also in diesen Kämpfen erprobt; ich bin bis zu der Grenze des Möglichen meiner sicher; aber darüber hinaus, nein, ich täusche mich nicht, und wissen Sie, was für mich das Mögliche ist, Herr Ferdinand? Das ist, fortwährend zwischen Hyacinth und Ihnen zu leben, wie wir seit sechs Wochen leben . . . Nichts mehr, Nichts weniger . . . Unter dieser Bedingung bürge ich für mich . . . ich bürge sogar für Sie und das Glück meines Gatten. Aber das Unmögliche, Herr Ferdinand, — fügte sie mit stockender Stimme hinzu, ohne ihre Thränen unterdrücken zu können, — das Unmögliche ist; Sie abreisen zu lassen oder Sie allein abreisen zu lassen, . . . und wenn Sie mich zurückweisen, wenn Sie mich fortjagen, so wird ferner das Unmögliche für mich darin bestehen, zu meinem Gatten zurückzukehren.

— Cäsarine, denken Sie daran?

— Was ich hier sage, ist abscheulich, schrecklich, ich weiß es, aber es ist nun einmal so. Ich fühle, daß ich den Muth habe aus Pflicht auf das Strafbarste in der Liebe zu verzichten, vorausgesetzt, daß die reine Liebe mir bleibt. Mehr zu opfern vermöchte ich nicht, oder ich würde dann wahnsinnig werden, und da eine Wahnsinnige nicht mehr auf die Vernunft hört, so würden alle die bösen, so lange von mir bekämpften Gefühle mich besiegen und fortreißen . . . und dann . . . dann . . .

sehen Sie, Herr Ferdinand, Sie wissen nicht, wozu, durch Verzweiflung entfesselt, das Feuer des Charakters, der Ungestüm des Blutes eine Frau von zwanzig Jahren fortreißen können, die so erzogen worden ist, wie ich.

Der wilde, energische Ton, mit welchem Cåsarine diese Worte aussprach, ließ mich erbeben.

Sie bemerkte es, und sagte freundschaflich zu mir:

— Und Hyacinth! nicht wahr? was würde mitten in allen diesen Leidenschaften aus ihm werden? aus ihm, armes Engelswesen, das jetzt nur durch mich, nur für mich lebt. . . O! er würde keine Klage hören lassen; nein, ebenso wie der Zaunkönig der Fabel, die er als Kind für Sie geschrieben hat, würde er irgend eine Einsamkeit suchen und dort ohne ein Gefühl des Hasses gegen Die sterben, welche seinen Tod verursacht hätten... Dieser Tod würde wie sein Leben voll Sanftmuth und Verzeihung sein.

— Ach! sprechen Sie nicht so, — rief ich aus, — es ist nur zu wahr. Ich kenne das außerordentliche Zartgefühl dieser so zarten und schwächlichen Natur, die eine wahre Sinnpflanze ist, welche ein Hauch des Unglücks brechen kann.

— Dann, antworten Sie, Herr Ferdinand, hätten Sie den Muth, die Grausamkeit, dieses Leben, das Sie so glücklich wissen, das Sie noch viel glücklicher machen können, durch Ihre Abreise zu vernichten? Mein Gott!

es scheint mir doch, als wäre Ihr Loos zu beneiden: neben der Liebe einer rechtschaffenen Frau und der Freundschaft Ihres besten Freundes zu leben.

— Und dieses Loos wird das meinige sein, — rief ich voll Vertrauen zu meinen Worten und in meiner Gemüthsbewegung des Augenblickes; — glauben Sie mir, ich werde Ihrer, seiner würdig sein ... Sie zu fliehen, wäre Feigheit, wäre Undankbarkeit ...

— Herr Ferdinand, — sagte die seltsame Frau zu mir, deren Augen sich mit Thränen benetzten, Sie haben ein gutes und muthiges Herz. Ich bin stolz darauf Sie zu lieben. Sie werden meine Liebe an dem Glücke unseres Hyacinth's erkennen, und, indem sie ihren Schleier herabschlug, verließ mich Cäsarine plötzlich, ohne daß es mir einfiel sie einige Augenblicke länger zurückzuhalten.

Ich hatte so viel Vertrauen zu meinem Entschlusse, ich sah etwas so Reines und Rührendes in der Möglichkeit dieses vertrauten Umganges zu Dreien, daß ich, wie ich glaube, in meinem Leben kein köstlicheres Gefühl empfand; mich von Cäsarinen geliebt zu wissen, ohne daß ich mir diese Liebe vorzuwerfen hätte, ohne Gewissensbisse Das zu genießen, was unwiderstehliches in dem Zauber der Ergießungen Hyacinth's lag, mir endlich täglich zu sagen, daß das Opfer meiner unsinnigen Leidenschaft ihm schreckliche Qualen erspare, welche ihn getödtet hätten, kurz Alles, bis auf die Sonderbarkeit dieser Verbindung selbst, verlieh ihr einen

unaussprechlichen Reiz. Ich fühlte mich meiner selbst, und nicht weniger des Entschlusses Cäsarinens sicher. Die Kühnheit ihres Schrittes bei mir bewies mir wenigstens die Aufrichtigkeit ihrer Worte, als sie zu mir sagte: „Ich bin fähig, das Mögliche . . . . . nicht das Unmögliche zu vollbringen.

VI. Capitel.

Ich finde die zerstreuten Blätter einer Art von Tagebuch wieder, das ich zu verschiedenen Zeiten meines Lebens geschrieben und unter dem nachstehenden Datum angefangen habe. Diese Blätter setzen die angefangene Erzählung fort.

Den 10. September 1826.

Was sich seit einiger Zeit zuträgt, ist so wunderlich, die Begriffe des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten scheinen mir in meinem Kopfe so verwirrt, daß ich meine Eindrücke schriftlich wiedergeben, die Thatsachen wiedererzählen will; durch das Alter gereift oder durch die Erfahrung umgeändert, werde ich ohne Zweifel eines Tages erkennen, was Wahres oder Falsches in meinem heutigen Urtheile liegt.

Es sind bereits drei Monate verflossen, seitdem Cäsarine zu mir kam, mich bei dem Glücke Hyacinth's zu bitten, Paris nicht zu verlassen . . . .

Heute Abend habe ich einer Gewohnheit gemäß, welche sich allmälig in meinen vertrauten Umgang mit Hyacinth eingeschlichen, bei ihm zu Mittag gegessen, ebenso wie er mit seiner Frau alle Sonntage zu mir zum Mittagsessen kommt.

Das Wetter war prachtvoll; gegen vier Uhr habe ich meinen Freund von seinem Büreau abgeholt, in welchem er allein arbeitet, seitdem er zum Unterdirector ernannt worden ist; Hyacinth hat mich mit seiner gewöhnlichen Herzlichkeit empfangen, dann sind wir Arm in Arm nach den Tuilerien gegangen; wir sollten dort Cäsarinen treffen, wo sie ihren Gatten erwarten wollte.

Unterweges habe ich mit Hyacinth geplaudert. Ich erinnere mich Wort für Wort unserer heutigen Unterhaltung.

Hier ist sie:

Hyacinth, lächelnd: Weißt Du, Ferdinand, daß wir beinahe zu der Schulzeit zurückgekommen sind? Ich spreche nicht von unserer Freundschaft . . . sie ist mit dem Alter gereift; aber endlich . . . haben wir wie einst unsere Donnerstage und unsere Sonntage. Nun aber schwöre ich Dir, Freund, nie hat ein Schüler mit größerer Ungeduld als ich seinen Donnerstag erwartet.

Ich: Ich verstehe Dich, . . . und auch ich erwarte meinen Sonntag . . .

Hyacinth: Nicht wahr? Es ist so gut, so angenehm für unser kleines Trio, dort einen ganzen Abend bald bei Dir, bald bei mir, in vollem Vertrauen, in

voller Sicherheit des Herzens schwatzend und plaudernd bei Tische zu sitzen ... Wir verstehen uns alle Drei so gut!

Ich: Ausgenommen, wenn Deine Frau mir den Krieg ankündigt.

Hyacinth: Glücklicherweise brauchst Du mich nicht um Dich zu vertheidigen, und Du schonst sie nicht; ... oft würde sogar ein Bruder nicht ... nicht aufrichtiger sein.

Ich: Du wolltest sagen grob?

Hyacinth: Und warum nicht! Grobheit ist immer ein wenig eine Folge von Aufrichtigkeit ... und ohne Aufrichtigkeit gibt es kein Heil für die Freundschaft! ... O! das Vertrauen, o! die Aufrichtigkeit! edle Bedürfnisse für edle Seelen! Sage, Ferdinand, kennst Du auf der Welt ein Glück gleich dem unsrigen, wenn Du, meine Frau und ich, wenn wir Alle unsere Gedanken, von den wunderlichsten, von den thörichtsten bis zu den erhabensten auswechseln! Gewiß gehört es immer dazu, um von befreundeten Herzen ausgelegt zu werden, Das zu sagen, was man glaubt ... Das zu glauben, was man sagt! Weißt Du, daß dies für Schüchterne von meiner Art selten möglich ist? Es sei denn, daß sie gewiß sind, sich an sympathisirende und seit langer Zeit bewährte Naturen zu wenden, wie zum Beispiel Du und Jean? Und, wenn es möglich ist, Du noch mehr, als Jean; er hat zu viel Dinge im Kopfe, zu viel Arbeiten, eine zu fieberhafte Thätigkeit,

um wie wir ganze Abende in köstlichen Ergießungen zuzubringen!

Ich habe aber ein Verlangen; ich will, daß bei der bevorstehenden Rückkehr Jean's unsere Trios durch ihn oft Quatuors werden; beunruhige Dich nicht über Deine erste Zusammenkunft mit Raymond, Freund Ferdinand, das geht mich an. Wenn er die Beweise seltener Freundschaft erfahren wird, welche Du mir während der letzten drei Monate gegeben hast (ich spreche nicht von meinem Marschallstabe, den ich Deiner freundschaftlichen Empfehlung verdanke), wenn Jean erfahren wird, daß vor sechs Wochen ... als ich von diesem Anfange einer Brustentzündung befallen worden war, von der ich wieder zu genesen anfange ...

Ich: Ich bitte Dich, sprechen wir davon nicht.

Hyacinth: Nicht davon sprechen! Und wem habe ich die Wiederherstellung meiner Gesundheit, das Leben vielleicht, zu danken gehabt, als Deiner Pflege und der Cäsarinens? Diese langen, von meiner Frau und von Dir an meinem Bette durchwachten Nächte? Ist denn das Nichts? Glaubst Du, daß man es vergißt? ... (Hyacinth legte die Hand vor seine Augen.) Das sind theure, theure und süße Thränen, Ferdinand ... Ach! wenn Jean sie fließen sähe, wie er Dir die Arme öffnen würde, indem er zu Dir sagte: Komm, komm; Du bist gut ... vergessen wir die Vergangenheit ... Alles ist Denen verziehen, welche gut sind.

Ich: Ach! mein Freund, möge der Tag kommen,

an welchem durch Jean's Gegenwart unser Trio, wie Du sagst, in ein Quatuor verwandelt sein wird! Welches vollständige Fest!

Hyacinth: Das ist auch der Wunsch Cäsarinens. Die drei Freunde um sie herum vereinigt zu sehen, ... das ist ihr Traum, ... weil es mein Verlangen ist.

Ich: Gute und vortreffliche Frau! Du sprichst von meiner Pflege während Deiner kurzen Krankheit? Was ist sie neben der ihrigen? Welche Aufmerksamkeit, welche zarte Zuvorkommenheit? Welche Errathungsgabe, wenn man so sagen darf, um den geringsten Wünschen des armen Kranken zuvorzukommen? Wie glücklich und stolz Deine Frau zur Zeit Deiner Genesung war, Deine noch wankenden Schritte zu leiten, Dir ihren Arm als Stütze anzubieten! Sie allein wollte diese süße Pflicht erfüllen; erinnerst Du Dich, wie sie mich mißhandelte, wenn ich ihre Stelle bei Dir auf Deinen Spaziergängen einnehmen wollte!

Hyacinth, sehr gerührt: O! ein Engel ... ein Engel ... und so schön, so wundervoll schön! ... Denn wahrlich, man könnte sagen, daß ihre Schönheit mit jedem Tage zunimmt, ... ebenso wie ihr Verstand sich erhebt und wächst; fällt Dir das nicht auch auf? Gestehe es, Freund, sie hat oft Antworten, Ansichten von ausgezeichneter Feinheit und Zartheit ... Ach! Ferdinand, Ferdinand, wenn ich in meiner Krankheit Euch alle beide so zuvorkommend bei mir sah ... so dachte ich, ich schwöre es Dir, wenn ich zuweilen an

den Tod dachte, mit Heiterkeit an ihn. Jetzt kann ich sterben, sagte ich. Es gibt kein Geschöpf Gottes, das glücklicher gewesen als ich.

Ich: Was sprichst Du vom Sterben? Du mußt im Gegentheile leben ... Und für Deine liebe Frau und Deine Freunde lange leben.

Hyacinth, heiter: Und ich rechne wohl darauf, denn mit meinem schmächtigen und siechen Aussehen verleiht das Glück mir eine Stärke, eine Lebenskraft, um einem Riesen Neid einzuflößen, und dann endlich habe ich niemals das Bedürfniß zu leben so sehr empfunden, als jetzt ...

Ich: Warum denn vielmehr jetzt?

Hyacinth, lachend und mit geheimnißvoller Miene: O! o! das ist es; ... es ist ein Einfall, den ich habe ...

Ich: Dahinter steckt irgend ein schreckliches Geheimniß.

Hyacinth, heiter: Unglücklicher, Du wirst es nur zu bald erfahren! ... Aber still, ... ich sehe dort Cäsarinen.

VII. Capitel.

Indem wir so plauderten, waren Hyacinth und ich unter die großen Kastanienbäume der Tuilerien gekommen. Cäsarine erwartete uns dort, auf derselben Stelle sitzend, wo ich sie zum ersten Male den Faublas lesend angetroffen hatte. Als sie uns sah, lächelte sie, legte ihre Stickerei in ihr Arbeitskörbchen, und nahm den Arm Hyacinth's, während ich auf der andern Seite neben ihr ging; auf diese Weise erreichten wir, indem wir alle Drei plauderten und spazieren gingen, die Wohnung Hyacinth's, wo das Mittagsessen uns erwartete; wir setzten uns zu Tische, und die Unterhaltung fuhr so fort:

Hyacinth, indem er auf den Tisch blickte: Wohlan! wohlan! Cäsarine ... Du hast also vergessen? ...

Cäsarine: Was denn, mein Freund?

Hyacinth: Den Xeres Ferdinand's?

Cäsarine: Eines solchen ungeheuren Verstoßes

bin ich nicht fähig, mein Freund; der Wein ist in dem Eiseimer geblieben, und ich habe gesagt, ihn erst nach der Suppe aufzutragen.

Ich: Wahrlich, Madame, ich schäme mich meiner überspannten Neigungen und der Mühe, welche sie Ihnen verursachen.

Cäsarine, lachend zu ihrem Gatten: Hörst Du ihn, mein Freund? immer ein Complimentenmacher. — Zu mir: Ich habe große Lust, Herr Ferdinand, um Sie zu bestrafen Sie beim Worte zu nehmen, und mich durchaus nicht mehr mit Ihren überspannten Neigungen zu beschäftigen ...

Ich, lachend: Unter uns gesagt, Madame, ich würde sehr bestraft sein, denn ich habe eine übermäßige Leidenschaft für den gefrornen Xereswein; gefrornen Xereswein zu trinken, das ist eine Ketzerei, ich gestehe es, aber Sie und Hyacinth sind nachsichtig ...

Hyacinth: Und Du, bist Du nicht auch nachsichtig gegen die übermäßige Leidenschaft meiner unglückseligen Frau in Bezug auf das Ananas-Gelée, wenn wir bei Dir zu Mittag essen, Herr Lucullus? denn Du empfängst uns in Wahrheit mit einem Glanze, mit einem des alten Roms würdigen Luxus!

Cäsarine: Und er hat sehr Recht; wenn man es im Stande ist, so ist das Beste, Schönste und Auserlesenste für seine wahren Freunde noch nicht genug ... Und wenn Herr Ferdinand, um nur Dich und mich zu empfangen, alle Zimmer seiner Wohnung mit

Lichtern und Blumen anfüllen läßt, als ob er hundert Personen erwartete, so handelt er wie ein Mann, der die Freundschaft zu würdigen versteht. Ist das nicht auch Deine Meinung? Was mich betrifft, so gestehe ich, daß ich die eitlen Thoren nur verachten muß, die sich oft zu Grunde richten, um Gleichgültige oder Neider zu empfangen.

Hyacinth: Ei! mein Gott, noch heute Morgen hat sich auf dem Ministerium ein sehr trauriger Fall zugetragen, welcher beweist, wie sehr Du die Wahrheit sagst.

Ich: Erzähle uns doch das.

Hyacinth: Ach! meine Freunde, als ich diese traurige Geschichte hörte, habe ich den Himmel doppelt gepriesen, mir eine Frau wie meine Cäsarine gegeben zu haben! Die Sache ist mit wenigen Worten folgende: Einer meiner Collegen, im Grunde ein guter Mensch, aber von einer bedauernswerthen Schwäche des Charakters, hat das albernste, stolzeste Geschöpf zur Frau; füget dem noch hinzu, daß sie auch einen nicht weniger wie sie albernen und stolzen Liebhaber hat.

Ich: Solche Leute passen doch wenigstens gut zusammen.

Hyacinth: O! vollkommen, und wisset Ihr, meine Freunde, was aus dieser schönen Uebereinstimmung hervorgegangen ist? Mein unglücklicher College wird wahrscheinlich auf die Galeere wandern.

Cäsarine: Ach! das ist gräßlich...

Ich: Und wie hat sich das zugetragen?

Hyacinth: Auf die natürlichste Weise von der Welt. Um ihrem eitlen Liebhaber zu gefallen, machte die Frau unsinnige Toiletten, dann, um diese Toiletten bewundern zu lassen, gab sie Gesellschaften, kleine Feste; Ihr werdet begreifen, meine Freunde, daß man bei dieser Lebensweise mit tausend Thaler Gehalt schnell fertig wird. Der arme Michaud (so heißt mein College) besaß nur dies und ohngefähr zwölf hundert Franken Mitgift von seiner Frau. Dieses Einkommen überstieg seine Bedürfnisse, denn der arme Mensch hatte eben so einfache Neigungen wie die unsrigen; aber die unsinnigen Verschwendungen seiner Frau verschlangen bald den Gehalt und die kleine Rente. Schulden waren bald gemacht, dann kamen gerichtliche Verfolgungen, Auspfändungen; auf das Aeußerste getrieben, besonders aus Furcht seiner Schulden wegen seine Stelle zu verlieren, befolgte dieser Unglückliche den schändlichen Rath seiner Frau und unterschlug einen Theil der Gelder, mit denen er beauftragt war; dann, um diesen Diebstahl zu verbergen, beging er, wie man sagt, Verfälschungen in den Büchern... Wenn die Sache erwiesen ist, so stehen die Galeeren darauf... Und dieser arme Mensch war tadellos bis zu dem Tage, wo ihn seine Frau in diese doppelte Schande stürzte. Wohlan! meine Freunde, als ich diese traurige Geschichte hörte, verglich ich im Stillen meine bescheidene, durch diese liebenswürdige Haushälterin hier so wohlgeordnete Haus-

haltung; ich dachte an unsere ruhige und glückliche Häuslichkeit, welche nur zwei Jugendfreunden geöffnet ist, und ich sagte mir: Wenn ich bei meiner Schüchternheit statt Cäsarinen eine unwürdige Frau geheirathet hätte, so weiß ich nicht, wie weit ich heute wäre. Nein, nein, meine Freunde, ich begreife, daß ein schwacher, von einer schlechten Frau beherrschter Mann am Ende den Kopf verlieren kann; wer weiß aber, ob ich nicht wie so viele Andere in irgend einen Abgrund von Schande und Verzweiflung versunken wäre .... statt daß ich jetzt im Wohlstande, im Glücke und in Sicherheit lebe, durch meine Cäsarine.

Cäsarine, zu ihrem Gatten mit ergriffener Stimme und indem sie mich ausdrucksvoll anblickte, ohne von ihm bemerkt zu werden: Ich mache Dich also glücklich, mein guter Hyacinth, recht glücklich, vollkommen glücklich?

Hyacinth, indem er mich lächelnd anblickte: Hörst Du sie, die Eitle? Hat sie es nicht gern, wenn sie es mich wiederholen hört, daß sie für die Glückseligkeit, welche ich ihr verdanke, angebetet, vergöttert wird?

Cäsarine, voll Rührung: Wohlan! ja, es ist wahr, ich werde nicht müde, von Dir gelobt zu werden, wenn Du nur wüßtest, mein Freund, wie süß und angenehm es mir ist? Wenn Du nur wüßtest, wie viel Wohlthuendes für mein Herz darin liegt, mir zu sagen: Trotz meiner Fehler mache ich so, wie ich bin, Hyacinth glücklich, vollkommen glücklich. Er hat nicht den geringsten

Vorwurf mir zu machen (sanft lächelnd). Denn am Ende, laß hören, besinne Dich, befrage den Grund Deiner Gedanken? Nichts in meiner Lebensweise, in meinen Gesinnungen, in meinen Worten mißfällt Dir ... Ich möchte weniger sagen ... verursacht Deinem Herzen, das so zart und so eindrucksfähig ist, ... theure Sinnpflanze, die geringste, die unmerklichste Verletzung?

Hyacinth, ein Lächeln auf den Lippen und süße Thränen in den Augen: Ferdinand ... ich errathe ... sie will ... daß ich mich in Deiner Gegenwart ihr zu Füßen werfe um sie zu küssen; ... sie will zeigen, bis zu welchem Grade unaussprechlicher Vergötterung ein armer Sklave des Glücks gehen kann? ... mit welch heiliger Wonne, mit welch frommer Dankbarkeit er vor seiner ... reizenden Gottheit niederkniet! (Heiter.) Wohlan! nein, Madame Hyacinth! nein, Sie werden diesen Triumph nicht genießen! Ihr unbeugsamer Charakter hat mich einer ewigen Glückseligkeit gewidmet, ich werde mein Schicksal muthig ertragen; aber Ihnen werde ich meinen Dank nicht darbringen, sondern Gott ... der Sie auf meinen Weg geführt hat...

Ich: Und das wird wohlgethan sein. Da sehen Sie, Madame Hyacinth, was man dabei gewinnt, die Leute auf das Aeußerste zu treiben. Man steckt diese guten Wahrheiten ein! ...

Hyacinth: Und das ist nicht Alles, . . . ich werde mich für die Tyrannei von Madame rächen!

Ich: Sehr schön!

Hyacinth: Ich habe meinen Plan.

Ich: Jenes Geheimniß.

Hyacinth: Ganz Recht.

Ich: Bravo! Sage mir Dein Geheimniß, ich werde Dir helfen.

Hyacinth: Ich glaube es wohl, . . . Du bist bei meiner Rache unentbehrlich . . .

Ich: Sprich, . . . und ich bin Dein Trabant . . . Dein Helfershelfer!

Cäsarine, heiter: Ach! . . . man habe nur Freunde, . . . damit sie uns in dem Augenblicke der Gefahr verlassen.

Hyacinth: Still, Madame; . . . ersticken Sie Ihre Thränen und Ihr Geschrei . . . Hier ist mein letzter Wille.

Ich: Laß hören.

Hyacinth: Er ist unwiderruflich.

Ich: Unbarmherzig!

Cäsarine, immer heiter: Ach! Ach! . . .

Hyacinth: Ach! . . . Sie sind nicht darauf gefaßt . . . Aber ich sinne seit vierzehn Tagen auf meine Rache.

Cäsarine, die Hände gen Himmel erhebend: Du hörst es, o Himmel, er brütet nicht allein seit vierzehn

Tagen über einer Rache, . . . sondern er sinnt auch noch darauf.

Ich: Eine wahre vollendete Bosheit! eine schreckliche Grausamkeit . . .

Hyacinth, indem er eine grimmige Miene annahm: Hören Sie mich wohl an, Madame, da das Leben, das ich hier führe, mir abscheulich war, so habe ich vor vierzehn Tagen von meinem Divisionschef einen Urlaub von einem Monat verlangt; durch die Verzweiflung gerührt, welche meine Züge verfinsterte, bewilligte er mir diesen Urlaub.

Cäsarine: Einen Urlaub! . . .

Hyacinth: O! glauben Sie nicht mir zu entrinnen (sich nach mir umwendend), nicht zu entrinnen, will ich sagen . . . Denn, Freund Ferdinand, Du hast geschworen, daß Du Theil an meiner Rache nehmen wirst?

Ich, mit schrecklicher Stimme: Ich schwöre es!

Cäsarine: Herr, mein Gott! habe Erbarmen mit mir! Was wird aus mir werden? . . .

Hyacinth: In acht Tagen, . . . am Abend, . . . mit einbrechender Nacht, . . . Hören Sie, Madame? Am Abend, mit einbrechender Nacht!

Ich: Und vielleicht sogar bei eingebrochener Nacht, Madame!

Cäsarine: Die Wüthriche! was werden sie mit mir anfangen, gerechter Himmel!

Hyacinth: Sie sollen es erfahren, Madame. Ich

beginne wieder ... In acht Tagen, am Abend, mit einbrechender Nacht, ... werden Sie mit Ferdinand und mir in einen Fiaker steigen.

Ich: Der Fiaker wird mit schwarzen Pferden bespannt sein, nicht wahr, Hyacinth?

Hyacinth: Schwarz wie Raben, mit entsetzlichen Mähnen; Madame wird keinen Schrei ausstoßen ... oder sonst ...

Cäsarine: Ich schwöre, nicht zu schreien.

Hyacinth: Und Sie werden wohl daran thun... Der Fiaker wird dann rasch den Weg nach ...

Cäsarine: Alles ist außergewöhnlich und grenzt ans Wunderbare! Ein Fiaker ... der rasch fährt ...

Hyacinth: Still! Madame; ... Sie werden noch ganz etwas Anderes sehen! Der Fiaker wird also rasch nach einer gewissen engen und dunkeln Straße fahren, wo es ... wo es ... Wissen Sie, Madame, was es dort gibt?

Ich: Ach! ... wenn sie es wüßte, die unglückliche Frau!

Cäsarine: Das Mark schaudert mir in meinen Knochen! ... Ach! was gibt es denn in dieser Straße, mein Herr?

Hyacinth: Dort ist ein Büreau für Eilwagen, Madame! und durch meine geheime Bemühung ist das Coupé im Voraus genommen; trotz Ihrem Widerstande und Ihrem Schluchzen werden Ferdinand und ich Sie in dieses Coupé schleppen, wir werden nach Ihnen in

dasselbe einsteigen; der Wagen fährt fort; zwei Tage nachher sind wir in Straßburg . . . Und dann, zittern Sie, Madame! . . . Und dann treten wir alle drei eine Reise an den Ufern des Rheines an, von denen man sagt, daß sie höchst pittoresk sind . . . Und das ist noch nicht Alles . . .

Cäsarine, lebhaft: Hyacinth! . . . wäre es möglich . . . Du machst wirklich keinen Scherz? Du hättest uns diese Ueberraschung bereitet? Das muß wahr sein . . . denn eine solche Reise wäre zum Entzücken!

Ich: Ich habe die Lösung des Räthsels, Madame. Erinnern Sie sich, daß Sie vor ohngefähr drei Wochen eines Sonntags, beim Mittagsessen, bei mir ein Album bewunderten, welches Ansichten von den Ufern des Rheines enthielt?

Cäsarine: Gewiß, ich erinnere mich dessen.

Ich: Und erinnern Sie sich auch, Sie Unvorsichtige, daß Sie gesagt haben: »— Mein Gott! wie köstlich muß eine Reise an den Ufern des Rheines sein? . . .«

Cäsarine: Das ist wieder wahr.

Ich: Da sehen Sie, Madame, was sich ereignet, wenn man das Unglück hat in Gegenwart dieses Ungeheuers von Hyacinth einen Wunsch auszusprechen, den man hat . . . Er hat keine Ruhe, bis er ihn befriedigt; . . . man ist noch sehr glücklich, wenn er ihm nicht zuvorkommt . . .

Hyacinth: Ihr nehmt also meinen Einfall an, meine Freunde?

Ich: Einstimmig!

Cäsarine: Welches Glück! Diese Reise wird ein wahres Fest sein;... der Herbst ist dieses Jahr so schön ... Das wird zum Entzücken sein.

Hyacinth: Seht Ihr nicht schon uns alle drei mit einander diese zauberischen Aussichten bewundern, indem wir unsere Reiseeindrücke gegenseitig auswechseln? Welche unerschöpflichen Plaudereien! und bei der Rückkehr, welche angenehmen Erinnerungen für unsere Winterabende?

Ich: Um diese Erinnerungen zu behalten, müßten wir daher auch unsere Reise niederschreiben: Du wirst es übernehmen, Hyacinth. Ich werde die Illustrationen zeichnen.

Hyacinth: Vortrefflich ... Und wir werden es Cäsarinen widmen.

Cäsarine: Ich nehme es mit Freuden an, und die Reise wird zum Titel haben: Abenteuer und Wanderungen dreier Freunde.

Ich: Angenommen ...

Cäsarine: Eine andere Bedingung. Herr Ferdinand ist ohne Zweifel ein vortrefflicher Zeichner! aber er ist ein abscheulicher Rechner.

Hyacinth: Stecke es ein, Ferdinand.

Cäsarine: Er ist außerdem daran gewöhnt den großen Herrn zu spielen; ich verlange daher förmlich, daß es ihm untersagt wird, irgend Etwas in den

Wirthshäusern zu bestellen, er würde uns zu Grunde richten.

Hyacinth: Angenommen...

Ich: Ich verlange das Wort...

Cäsarine: Das ist gerecht... Aber Sie werden es nicht erhalten; ich werde also damit beauftragt sein, während der Reise die Befehle zu geben; Hyacinth wird der Kassirer sein... und Herr Ferdinand...

Ich: Endlich... lassen Sie hören, was werde ich sein?

Cäsarine: Sie werden der Director und allgemeine Anordner der Spaziergänge... und der Ausflüge sein.

Ich: Ich nehme es an;... aber...

Cäsarine: Aber es ist wohl verstanden und beschlossen, daß der Herr Director und allgemeine Anordner der Spaziergänge in dieser Beziehung Alles thun wird, was die Majorität der Reisenden will, oder sogar Alles, was jeder Reisende besonders will.

Hyacinth: Das ist klar,... sonst könnte der Herr Director und allgemeine Anordner sich einer abscheulichen Willkürlichkeit überlassen!

Ich: Wohlan! so schwer die Verantwortlichkeit auch sein mag, welche auf meiner despotischen Gewalt lasten wird, so nehme ich dennoch dieses hohe Amt an.

. . . .

Der Abend verfloß so in köstlichen Ergießungen,

indem wir von dieser bevorstehenden Reise sprachen, über welche Hyacinth, Cäsarine und ich entzückt waren.

. . . .

Ich habe soeben die Unterhaltung dieses Abends zwischen Cäsarinen, Hyacinth und mir nochmals durchgelesen; ich suche ängstlich in meinen Erinnerungen, ob ich, ich will nicht sagen Gewissensbisse, sondern die geringste Verwirrung, die geringste Verlegenheit während dieses langen Abends empfunden habe, an welchem das heitere Vertrauen Hyacinth's mir das beständige Märtyrerthum einer meineidigen und schändlichen Stellung hätte empfinden lassen müssen; denn wir hatten dieses zwischen Cäsarinen und mir ausgewechselte Versprechen, uns mit einer reinen und keuschen Liebe zu begnügen, dieses aufrichtige und mit dem festen Entschlusse es zu halten gegebene Versprechen später schändlich gebrochen.

Und flößt mir dieser schändliche Verrath irgend eine Reue ein?

Nein... denn ich glaube, daß ich niemals gegen Hyacinth eine aufrichtigere und größere Freundschaft empfunden habe.

Mein Herz ist aber weder verhärtet, noch verderbt. Woher kommt es, daß ich gefühllos bei diesem schrecklichen Gedanken bleibe?

Ich mißbrauche auf eine unwürdige Weise das Vertrauen meines besten Freundes: ich habe ihn entehrt.

Ich sagte mir soeben, daß alle Begriffe des Rech-

ten und Unrechten, des Guten und Bösen, in meinem Geiste vermengt sein müßten, und sehen wir, warum.

Hyacinth ist der glücklichste Mensch, er wiederholt es mir täglich; ich glaube es, ich weiß es, Alles beweist mir es. Cäsarine, die ihn immer zärtlich wie einen Bruder geliebt hat, überhäuft ihn ebenso sehr wie in der Vergangenheit, wo nicht mehr, mit Pflege und Aufmerksamkeiten. Er ist gefährlich krank gewesen, wir haben Beide bei ihm gewacht, nicht aus Falschheit, nicht um besser von ihm aufgenommen zu werden, sondern aufrichtiger, gewissenhafter Weise, und in Folge unserer innigen Freundschaft gegen ihn.

Dieser Plan einer Reise zu Dreien entzückt mich, er entzückt auch Cäsarinen, ich habe es ihrem Gesichte angesehen; denn sie schätzt wie ich, wie er es auch verdient, den herrlichen Charakter und den liebenswürdigen Verstand Hyacinth's, und sie weiß, wie glücklich unser Freund unter uns Beiden ist.

In Bezug auf diesen Mangel an Reue, über welchen ich mich wundere, ist Cäsarine wie ich; wie viele Male hat sie mir nicht in jenen kurzen Momenten gesagt, welche unserer immer wieder entstehenden Trunkenheit folgen oder vorausgehen:

»— Wozu würde Hyacinth die Zeit dienen, welche ich Dir täglich zwischen zwölf und drei Uhr widme, während er auf seinem Büreau ist? Vernachlässigte ich in irgend Etwas meine Pflichten als treue Gattin,

als verständige Haushälterin? Liebe ich ihn jetzt weniger als früher? Nein; denn er flößt mir dieselbe Freundschaft ein. Du weißt es, Ferdinand, es vergeht kein Tag, an welchem wir nicht von unserem Hyacinth sagten: Engelsherz, entzückender Verstand, auserlesenes Zartgefühl! Und das sagen wir nicht aus Heuchelei: er ist nicht da, wir sind allein, wer könnte uns hören? Wir sprechen also von Herzen zu Herzen! Sollte Hyacinth morgen krank sein, sollte er mich nöthig haben, sollte die Sorge meiner bescheidenen Haushaltung mich in Anspruch nehmen, so werden unsere Zusammenkünfte so lange unterbrochen werden, als es die Nothwendigkeit erheischen wird. Glaubst Du endlich, daß es einen glücklichern, angebetetern Menschen auf der Welt gibt, als unsern Hyacinth?«

Und morgen wird Cäsarine ohne Zweifel, indem sie an die heute Abend bei dem Mittagsessen von ihrem Gatten in Bezug auf einen seiner Collegen des Ministeriums erzählte Geschichte erinnert, zu mir sagen:

»— Sieh doch, weil seine stolze, einfältige Frau einen Albernen, einen Eitlen, statt einen rechtlichen Mann liebte, wird dieser Unglückliche vielleicht auf die Galeeren wandern!«

Das werden, ich zweifle nicht daran, die Betrachtungen Cäsarinens sein; ich werde wie sie denken, und ich werde von Grund der Seele sprechen, denn, ich wiederhole es, die Grundsätze des Guten und Bösen,

des Rechten und Unrechten, müssen in meinem Geiste vermengt sein.

. . . .

Ja, das ist es, was ich heute Abend am 10. September 1826 denke, und was ich, die Hand aufs Herz, mit mir selbst allein, niedergeschrieben habe. Ich führe das an um zu wissen, wenn eines Tages das Alter, die Ueberlegung oder die Ereignisse mich gereift oder geändert haben werden, welches Urtheil ich über meine heutigen Ueberzeugungen fällen werde. Diese zukünftige Prüfung scheint mir so merkwürdig, vielleicht sogar so unterrichtend sein zu müssen, daß ich mir vornehme dieses Tagebuch so viel als möglich fortzusetzen, indem ich mir dabei vornehme, immer sowohl für das Böse als für das Gute ebenso aufrichtig gegen mich selbst zu sein, wie ich es soeben gewesen bin, als ich diese Zeilen schrieb.

VIII. Capitel.

15ten November, 1826.

Ja, die Begriffe des Guten und Bösen, des Rechten und Unrechten waren in meinem Geiste vermengt.

Ach! ich habe nicht nöthig die Reife des Alters und der Betrachtungen abzuwarten, um das Bewußtsein zu haben und den schrecklichen Beweis zu erlangen, daß ich in meinem Benehmen gegen Hyacinth durch den abgeschmackten Sophismus der Selbstsucht verblendet war.

Kaum sind zwei Monate verflossen, seitdem ich die vorhergehenden Seiten geschrieben habe, und bereits wie viele Thränen, wie viele schreckliche Gewissensbisse! vielleicht ewige Gewissensbisse!

Ach! es ist nicht mehr ein eitles, der Zukunft aufbewahrtes Gefühl der Neugierde, das mir diese Seiten vorschreibt, es ist eine Buße, die ich mir auferlege; wenn das Vergessen jemals dem Kummer folgen könnte, den ich erdulde, und besonders den Leiden, die ich ver=

ursacht habe, so werden diese von Reue bebenden Zeilen mich an eine Vergangenheit erinnern, die mich mit Schmerz und Scham niederbeugt . . .

Wer weiß endlich? . . . Vielleicht werde auch ich mich eines Tages verheirathen . . . Wie schrecklich passend werden dann diese Seiten meines Junggesellenlebens werden!

. . . .

Acht Tage nach dem Abende, den ich mit Hyacinth und seiner Frau zugebracht hatte, sollten wir alle drei diese Reise nach dem Rhein antreten, aus der wir uns ein Fest machten.

Eines Sonntags, zwei Tage vor unserer Abreise, waren wir überein gekommen, statt wie gewöhnlich bei mir zu Mittag zu essen, nach Versailles zu gehen, um die großen Wasser spielen zu sehen, und nachher in dem Wirthshause zu essen; ich sollte Cäsarinen und Hyacinth um zwölf Uhr abholen; zu dieser Stunde stieg ich vor ihrer Thür aus dem Wagen . . .

Als ich in den kleinen Salon trat, in welchem ich meinen Freund und seine Frau zu finden glaubte, war diese allein; in der Meinung, daß Hyacinth zu Hause sei, grüßte ich Cäsarinen mit herzlicher Höflichkeit, indem ich zu ihr sagte:

— Ich hoffe, Madame, daß Sie sich nicht über meine Pünktlichkeit beklagen werden, und . . .

Aber sie ließ mir nicht die Zeit auszusprechen, fiel mir um den Hals und sagte zu mir:

— Umarme mich geschwind . . .

Da ich die Gegenwart Hyacinth's fürchtete, sagte ich zu Cäsarinen:

— Nimm Dich in Acht . . . keine Unvorsichtigkeit.

— Sei unbesorgt, — erwiderte sie, — Hyacinth ist ausgegangen . . . Ach! Ferdinand, welchen schönen Tag wir heute zubringen werden, . . . und übermorgen diese köstliche Reise anzutreten . . . Nur müssen wir eilen abzureisen, sonst, ich versichere es Dir, Ferdinand, wird Hyacinth närrisch; er träumt nur von dieser Reise, spricht nur von dieser Reise, . . . und wenn sie ihm so sehr gefällt, so ist es darum, weil er sie mit uns machen soll.

— Denken wir nicht wie er?

— Das ist sehr wahr, Ferdinand, und ich bin überzeugt, daß Du wie ich sagen wirst . . .

— Da sehe man die Eingebildete. Wohlan, was werde ich wie Du sagen?

— Gestehe, daß, wenn wir die Wahl hätten alle Beide einen Monat lang Dank der Abwesenheit Hyacinth's frei wie die Vögel in Paris zu bleiben, oder diese Reise mit ihm zu machen, wir es vorziehen würden . . .

— Wir es vorziehen würden die Reise mit ihm zu machen? Bei Gott, ich glaube es wohl.

— Und zwar, Selbstsüchtige wie wir, wenigstens ebenso sehr für das Vergnügen bei ihm zu sein, als um ihm das Vergnügen zu gewähren bei uns zu sein.

— Das ist ganz natürlich... Wo könnte man einen liebenswürdigern, geistreichern Reisegefährten finden? wir sind alle drei so vertraut, ... wir verstehen uns so gut... Und dann ist unser Hyacinth ein so feiner, so poetischer Beobachter, er weiß so viel und über Alles! Sieh, Cäsarine, ich bin daher auch überzeugt, daß er uns Dinge sehen, bemerken, fühlen lassen wird, welche ohne ihn uns armen Nichtsehenden und Unwissenden, wie wir, entgangen sein würden!

— In Bezug auf Unwissende, gestern hat mir Hyacinth einen Vorfall erzählt, der mich bis zu Thränen gerührt hat. Das ist ein neuer Beweis von dem Zartgefühle dieses engelgleichen Herzens... Du wirst sehen, Ferdinand, wie schön das von ihm ist.

— O! ich kenne ihn; ich erwarte von ihm Alles.

— Stelle Dir vor, in dem Büreau, zunächst dem von Hyacinth, ist ein armer Schreiber, einer der treuherzigsten und unwissendsten Menschen; ... mit einem Worte, eine wahre Schreibmaschine; die Freigeister seines Büreaus verfehlen daher auch nie diesen wackern Menschen zum Besten zu haben. Gestern wohnte Hyacinth zufällig einem dieser lächerlichen Auftritte bei; man band dem armen Schelm ein höchst ungereimtes Mährchen in Bezug auf ich weiß nicht welche Bewohner des Mondes und der Sterne auf; der würdige Mann hörte diese Albernheiten mit ebenso viel Treuherzigkeit als Dankbarkeit an, indem er in seinem aufrichtigen Erstaunen von Zeit zu Zeit sagte: »Wahrhaftig! wie

außerordentlich das ist! Wie glücklich Sie sind so gelehrt zu sein, und gütig mich aufzuklären! Wie doch die Unwissenden wie ich zu bedauern sind!«

— Wahrhaftig, — sagte ich zu Cäsarinen, — diese Treuherzigkeit rührt mich.

— Und sie hat Hyacinth so sehr gerührt, daß er trotz seiner gewöhnlichen Schüchternheit seinen Unwillen nicht hat unterdrücken können: »Ihr seid schlechte Menschen, sagte er zu ihnen, — erzählte er mir noch gestern ganz erregt von dieser Erinnerung, — ja, man muß ein schlechtes Herz haben, um weder Mitleid noch Theilnahme für ein armes Wesen zu haben, das demüthigerweise seine Unwissenheit gesteht, sich in aller Aufrichtigkeit an Euch wendet, Euch glaubt und Euch dankt, während Ihr Euch über dasselbe lustig macht! Ist das nicht ein schöner Triumph! Die vertrauensvolle Leichtgläubigkeit eines Kindes zu mißbrauchen! — Und das ist wahr, — fügte Hyacinth mit Thränen in den Augen hinzu, — Nichts flößt mir ein rührenderes Mitleid ein, als die bescheidene und schüchterne Unwissenheit. Unglückliche Verbannte aus der Welt des Verstandes und des Wissens, in welcher wir Anderen so viele erhabene Genüsse finden! Wenn sich daher auch diese armen Unwissenden zufällig an mich wenden, so halte ich es immer für eine heilige Pflicht mein geringes Wissen nach ihrer Fassungskraft einzurichten, es ein wenig, — fügte Hyacinth mit jenem sanften und schlauen Lächeln hinzu, das Du an ihm kennst, Ferdinand, — es ein wenig wie

die Vögel des lieben Gottes zu machen, welche den Kleinen einen ihren Kräften angemessenen Schnabel voll geben.« — Nein, Ferdinand, ich vermag Dir nicht den Ausdruck idealer Güte von Hyacinth's Zügen zu schildern, als er diese Worte aussprach ... Ich wiederhole es Dir, die Thränen sind mir darüber in die Augen gekommen.

— Ach! welche Seele er hat, Cäsarine! wie viele Male haben wir nicht von unserem Hyacinth gesagt: Engelsherz, entzückender Verstand, ausgezeichnetes Zartgefühl! Ach! er ist die zum Menschen gemachte Empfindsamkeit und Zärtlichkeit, wie Du, meine Cäsarine, die Schönheit, der Reiz und das Entzücken in Person bist ...

— Ach! Ferdinand, Ferdinand, — antwortete mir Cäsarine lächelnd, — sieh mich nicht so an, das ist gefährlich ...

Plötzlich ließ uns ein dumpfer und lauter Stoß erbeben, der aus dem Arbeitszimmer Hyacinth's kam.

Ich sagte leise zu Cäsarinen:

— Ist Jemand dort?

— Memme, — erwiderte sie gleichfalls leise, aber indem sie lächelte und die Achseln zuckte, — die Magd wird einen Stuhl umgeworfen haben.

— Aber sieh doch nach, — sagte ich immer mehr besorgt zu ihr, — die Thür dieses Zimmers steht halb offen ... man hat uns hören können ...

— Sei unbesorgt, — antwortete Cäsarine leise, — ich will diese Thür zumachen . . .

Und indem sie auf den Fußzehen auf das Zimmer zuschritt, horchte sie einen Augenblick lang, dann, da sie kein Geräusch mehr hörte, öffnete sie vorsichtig die Thür . . .

Aber indem sie sich sogleich bleich und mit bestürzten Zügen wieder zurückwarf, stieß sie einen erstickten Schrei aus . . .

Ich eilte zu ihr, und wen sah ich in dem Arbeitszimmer? Hyacinth lag ohne Besinnung auf dem Fußboden ausgestreckt, und hielt noch einen prachtvollen Rosenstrauß in der Hand, den er ohne Zweifel soeben für Cäsarinen gekauft hatte.

Ich war einen Augenblick von Bestürzung und Entsetzen befallen, aber folgende, von Cäsarinen mit herzzerreißender Stimme ausgesprochene Worte riefen mich wieder zu mir:

— Ach, er stirbt!

Ich half Cäsarinen Hyacinth auf sein Bett tragen und diesem Unglücklichen die erste Pflege geben, während die Magd in der Eile einen Arzt holte.

Hyacinth war todtenbleich, der kalte Schweiß, der seine Stirn benetzte, heftete seine feinen und seidigen Haare an seine Schläfe; seine halb offenen Augenlider ließen sein trübes Auge sehen; sein Athem schien ausgesetzt; es schien als ob der schreckliche, unvorhergesehene Schlag, den er soeben in das Herz erhalten

hatte, alle Lebenskräfte dieses zarten und schwächlichen Wesens gebrochen habe ... Seine Lippen waren weiß, seine Hände regungslos und erstarrt ... Nach Verlauf einiger Augenblicke erhob sich aber seine Brust wieder, und es entschlüpfte ihr ein langer und schmerzlicher Seufzer; dann rollte bald eine Thräne unter seinen niedergeschlagenen Augenlidern.

Cäsarine belauschte vor dem Bette knieend und auf einen ihrer Arme den schweren Kopf ihres Gatten stützend, seine Rückkehr zum Leben, und trocknete von Zeit zu Zeit mit der Rückseite ihrer Hand die Thränen ab, welche ihre Augen verdunkelten.

Ein leichtes Erbeben Hyacinth's und ein neuer weniger beklommener Seufzer deuteten an, daß das Gefühl ihm zurückkehre. Cäsarine sagte mit bebender Stimme zu mir:

— Ich glaube, er wird wieder zur Besinnung kommen ... Bleiben Sie nicht hier ...

Ich hatte einen Schwindel, meine Kniee wankten so sehr, daß ich genöthigt war mich auf die Möbeln zu stützen, um die Thür des Zimmers erreichen zu können; dann ließ ich mich wie vernichtet auf einen von den Sesseln des Salons hinsinken.

Ich gestehe, wenn mir in diesem Augenblicke nicht die Kräfte gefehlt hätten, so würde ich eine Feigheit begangen haben; ... ich hätte dieses Haus geflohen und Cäsarinen mit Hyacinth allein gelassen, so viel Entsetzen verursachte mir der Gedanke, wieder vor ihm

zu erscheinen; wenn ich mit einem heftigen und furchtbaren Gatten zu thun gehabt hätte, so würde ich der Gefahr Trotz geboten haben; aber den ersten Blick meines wieder zu sich gekommenen Freundes auszuhalten, dieser Muth war über meine Kräfte, und ich horchte mit der peinlichsten Angst darauf, was in dem benachbarten Zimmer vorging und daselbst gesprochen wurde . . .

Anfangs hörte ich nur das Seufzen Cäsarinens und einige Seufzer Hyacinth's, der bald mit schwacher Stimme, die aber doch bis zu mir gelangte, zu seiner Frau sagte:

— Ich war . . . auf den Kai gegangen . . . um Dir Rosen zu kaufen; . . . als ich zurückkehrte, . . . habe ich . . . unten . . . den Wagen Ferdinand's gesehen . . . Nun . . . fiel es mir ein, . . . Euch zu überraschen . . . als ich . . . mit meinem Strauße in der Hand . . . eintrat, . . . schellte ich nicht . . . Ich öffnete die Thür . . . mit meinem Schlüssel; . . . ich ging durch mein Arbeitszimmer; . . . die Thür des Salons . . . stand halb offen. Nun . . . hörte ich Alles . . .

— Gnade! . . . Gnade! . . . flüsterte Cäsarine mit erstickter Stimme.

Nach einem ziemlich langen Schweigen begann Hyacinth wieder:

— Wo ist Ferdinand? . . .

Ich schauderte, der Muth entfiel mir; ich fühlte mich auf meinen Platz gefesselt, es schien mir, man

würde mich in diesem Augenblicke viel eher getödtet, als gezwungen haben, vor Hyacinth's Augen zu erscheinen. Er begann sanft wieder, indem er sich an seine Frau wandte:

— Ich frage Dich, wo ist Ferdinand?

— In dem Salon, — erwiderte sie.

— Er möge kommen, . . . sagte ihr Gatte.

Einen Augenblick nachher trat Cäsarine bleich und in Thränen gebadet aus dem Zimmer, und sagte zu mir:

— Er verlangt nach Ihnen, . . . kommen Sie.

— Nein ... nein, — rief ich aus, — ich wage es nicht . . .

— Ich wage es wohl, ich, . . . antwortete Cäsarine.

Und indem sie mich bei der Hand ergriff, zwang sie mich, ihr zu folgen. Ich gehorchte mechanisch.

Bei dem Anblicke von Hyacinth's Zügen, die bereits todtenbleich und entstellt waren, als ob der Tod schon nahe sein müsse, brach auch ich in Schluchzen aus. Ich warf mich an seinem Bette auf die Kniee und indem ich das Gesicht in meinen Händen verbarg, rief ich leidend, o! ja, alle Herzensqualen leidend aus:

— Verzeihe mir ... verzeihe mir.

Hyacinth antwortete mir nicht; aber bald tastete er mit seiner bereits ohnmächtigen und kalten Hand um sich herum, streifte meine Haare, indem er dann endlich eine von meinen Händen fand, auf welche ich meine Stirn stützte, drückte er sie schwach . . .

Bei diesem Drucke erhob ich rasch den Kopf wieder. Ein herzzerreißendes Lächeln zog über die entfärbten Lippen Hyacinth's. Seine Augen hefteten sich auf mich, ich las die Verzeihung in diesem Engelsblicke, und ich küßte schluchzend die Hand, die er in der meinigen ließ.

An dem Fuße des Bettes sitzend, den Kopf geneigt, die Arme herabhängend, schien Cäsarine weder zu sehen noch zu hören.

— Ferdinand, — sagte Hyacinth mit erloschener Stimme zu mir, — soeben habe ich mich ... im Herzen ... getroffen gefühlt .... als ob ich einen Dolchstoß erhalten hätte. Ich werde es nicht überleben. Ich werde sterben.

— Nein, — rief ich stöhnend aus, — nein, Du wirst nicht sterben.

Hyacinth fuhr fort:

— Die Versprechungen, welche man den Sterbenden gibt, sind heilig, Ferdinand! Schwöre es mir ... Cäsarinen nicht zu verlassen, ... wenn ich nicht mehr sein werde ...

— Hyacinth, ich bitte Dich inständigst, verscheuche diese traurigen Gedanken.

— Laß mich endigen, ... die Kräfte ... werden mir bald ... fehlen ... Ferdinand, der Fehltritt Cäsarinens ... ist zu entschuldigen; sie konnte mich nicht wirklich lieben ... aber sie hat mich mit den zartesten Aufmerksamkeiten überhäuft; ich habe ihr die glücklichsten Augenblicke meines Lebens verdankt ... — fügte Hyacinth

hinzu, dessen Stimme immer mehr stockte. — Du erinnerst Dich daran... ich habe es Dir gesagt ... diese Ehe ... war unverhältnißmäßig... für mich... Sie war zu schön... Aber dem Herzen nach... als Aufopferung... als Freundschaft; ... o! hat sie mir ... noch mehr gegeben ... als ich ihr gegeben habe ... Ferdinand, ... sei weder ungerecht ... noch undankbar ... gegen sie .. Schwöre mir ... ihr die Liebe zu verzeihen ... die sie für Dich gehabt hat! ...

— Was sagst Du, Hyacinth? Mein Gott, ich verstehe Dich nicht...

— Wenn Cäsarine ... nach meinem Tode ... zu Dir sagen wird: — »Ich bin frei, laß uns unsere Liebe ... durch die Ehe heiligen ...« — schwöre mir ... Ferdinand, ihr dann den Fehltritt nicht vorzuwerfen, dessen Mitschuldiger Du bist ... Schwöre mir ... Cäsarinen nicht zu verstoßen, indem Du ihr sagst, daß eine ... einer Schwäche schuldige Frau ... nicht würdig ist, Deinen Namen zu führen...

— Aber das wäre schändlich! — rief ich schmerzlich über den abscheulichen Argwohn Hyacinth's überrascht aus.

— O ... ja! ... das wäre sehr schändlich; ... denn ich, Ferdinand ... ich verzeihe ihr; ... denn ich, ich spreche sie im Namen ihrer Anhänglichkeit, ihrer frommen Achtung für mich, ... im Namen ihrer häuslichen Tugenden frei, von denen Du wie ich Zeuge gewesen bist ... geh, Ferdinand, ... Cäsarine wird Deinen

Namen auf eine edle Weise tragen ... Ihr werdet alle Beide glücklich sein; ... Eurem Glücke wird Nichts fehlen: ... Ihr seid jung und schön ... Ihr betet Euch an ...

Regungslos unterdrückte Cäsarine kaum ihr krampfhaftes Schluchzen; ihr Herz trat wie das meinige vor Rührung und Bewunderung für die liebenswürdige Güte dieses Unglücklichen über, der ohne ein Wort des Vorwurfs oder der Bitterkeit gegen uns, seine Peiniger, dahin starb.

— Cäsarine, — begann Hyacinth wieder ... — noch ein Mal Deine Hand ... Deine schöne Hand; ... die Kälte steigt mir zum Herzen; ... mein Gesicht erlöscht; ... das Leben zieht davon ... Auch Deine Hand ... Ferdinand; ... Du schwörst mir, daß Cäsarine Deine Gattin werden wird? ...

— O! ... bei den schrecklichen Gewissensbissen über all das Böse, das ich Dir zugefügt habe ... Ich schwöre es Dir!

— Du schwörst mir ... sie ... glücklich zu machen?

— Ja ... o! ja, für mich wird sie heilig und geheiligt wie Dein Andenken sein!

— Lebet wohl ... Ihr habt mich wenigstens ... alle Beide geliebt, wie ich Euch geliebt habe ... — fügte Hyacinth mit erlöschender Stimme hinzu; — denket zuweilen ... an Euren Freund, ... an Euren Hyacinth ... Niemals hat er Euch andere Thränen vergießen lassen, als jetzt diese ...

Diese Worte waren die letzten verständlichen Worte Hyacinth's ...

Sein Todeskampf war lang, aber sanft; er starb ohne scheinbaren Schmerz in der Nacht von dem Sonntag auf den Montag.

Cäsarine drückte ihm frommer Weise die Augen zu.

. . . .

Der Arzt gab zwei Gründe von diesem so schnellen Tode an; zuvörderst eine organische Zerrüttung, wie er sagte, das Resultat der letzten Krankheit meines Freundes, dann das plötzliche Zerreißen eines Gefäßes in der Brust, das ohne Zweifel durch eine zu heftige und plötzliche Gemüthsbewegung herbeigeführt war; diese beiden Ursachen, verbunden mit der angeborenen Schwäche Hyacinth's, mußten ihn schnell dem Grabe zuführen.

IX. Capitel.

Der Tod Hyacinth's verursachte mir anfangs heftigen Kummer, verzweifelte Reue; ich fand einen gewissen schwermüthigen Trost in dem Gedanken, den feierlichen meinem sterbenden Freunde geleisteten Schwur zu erfüllen, nämlich Cäsarinen zu heirathen.

In meinem Zustande von unendlicher Traurigkeit und Niedergeschlagenheit sah ich diese Ehe als ein Glück an; sie bestimmte meine Zukunft; der einfache und wahre Schmerz, in welchen ich Cäsarinen seit dem Tode ihres Gatten versenkt sah, die Bitterkeit ihrer mitten in ihren Thränen oft durch folgende Worte ausgesprochenen Gewissensbisse: F e r d i n a n d, w i r h a b e n i h n g e t ö d t e t; die unerbittliche Strenge, mit welcher sie nun die traurigen Sophismen richtete, mit denen wir unsern Verrath gegen Hyacinth bedeckten; kurz, Alles ließ mich an den Adel des Herzens, an die Festigkeit von Cäsarinens Charakter glauben; ich war fest überzeugt, in ihr sichere Bürgschaften für mein zukünftiges Glück zu finden.

Die Vermögensfrage hatte für mich keine Wichtigkeit; ich war reich genug, um nur auf den Wunsch meines Herzens und die Stimme der Pflicht zu hören.

Vermöge eines von mir geschätzten und getheilten Zartgefühles war Cäsarine seit dem Tode Hyacinth's nicht zu mir zurückgekehrt; ich sah sie täglich in ihrer Wohnung. Auf die Gluth unserer ersten Leidenschaft war eine durch den Gedanken an dieses kaum geschlossene Grab gebotene Zurückhaltung gefolgt.

Während unserer langen und traurigen Unterhaltungen sprach Cäsarine mir niemals von unserer bevorstehenden Verheirathung; sie hätte geglaubt mich zu beleidigen; ich sprach mit ihr gleichfalls nicht davon. Wozu nützt es an ein Versprechen zu erinnern?

Auf diese Weise verflossen sechs Wochen.

Mein Schmerz verlor aber allmälig seine erste Bitterkeit; ich hatte seit langer Zeit jedem Vergnügen, jeder Zerstreuung entsagt; mein verliebtes und ausschweifendes Leben litt so zu sagen einen Augenblick durch den heftigen Kummer eine Unterbrechung, in welchen mich der Tod meines ehemaligen Freundes gestürzt hatte; aber in dem Maße als sich dieser Kummer wie jeder andere milderte, fühlte ich mich wieder zu dem Vergnügen aufleben, ich empfing und besuchte meine lange vernachlässigten Freunde; zwar noch traurig, suchte ich doch in meinen früheren Gewohnheiten einige Zerstreuung.

Jetzt begann aber mein Schwur, Cäsarinen zu hei-

rathen, dem ich übrigens treu bleiben wollte, mir nicht mehr wie ein sicherer Hafen gegen die Stürme der Leidenschaften, sondern wie ein Grab meines Junggesellenlebens zu erscheinen.

Ich erschrak, mich mit sechsundzwanzig Jahren zu verheirathen; ich fragte mich in einem Gefühle sehr aufrichtiger Theilnahme für Cäsarinen, ob ich mich im Stande fühle für ihr Glück zu bürgen?

Ich gestand mir, indem ich ihn vielleicht absichtlich übertrieb, den Eindruck, den ein oder zwei hübsche Frauen mich hatten empfinden lassen, seitdem meine Trauer über Hyacinth's Tod sich ein wenig besänftigt hatte.

Später verwandelten sich meine Zweifel; ich fragte mich nicht mehr, ob ich würdig und im Stande wäre Cäsarinen eine sichere Bürgschaft für die Zukunft zu bieten, sondern ob sie selbst mir welche biete . . . wie ich anfangs geglaubt hatte.

Die fast prophetischen Befürchtungen Hyacinth's in seinen letzten Augenblicken begannen in Erfüllung zu gehen.

Endlich sagte ich mir:

— Cäsarine hat Hyacinth betrogen; warum sollte sie mich nicht auch betrügen, sobald sie einmal meine Frau ist?

Ohne Zweifel hat sie mich wirklich geliebt, — fügte ich hinzu; — aber oft folgt auf die glühendste Liebe die Kälte, der Ueberdruß . . . Außerdem muß ich gestehen . . . seit der Unterbrechung unserer Zusammenkunft mit Cäsarinen, seitdem sie mir nicht mehr wie ehedem hin=

reißend an Leidenschaft und Ueppigkeit, sondern ernst, schwermüthig und oft in Thränen gebadet erschien, fühlte ich eine Erkaltung sich meiner bemächtigen. Kann sie sich nicht auch ihrer bemächtigen? Und habe ich nicht, wenn keine Liebe mehr besteht, zu fürchten, daß Cäsarine, indem sie der Gluth ihrer Natur nachgibt, mich wie Hyacinth behandelt, und, indem sie vielleicht für mich eine Zuneigung, eine Achtung in ihrer Art behält, einen Geliebten annimmt?

Nun aber empörte sich bei diesem Gedanken des Lächerlichen und der Schande Alles in mir; ich fühlte in Bezug auf meine ehelichen Abenteuer weder die Nachgiebigkeit, noch die Philosophie meines verstorbenen Freundes.

Endlich ging ich später noch weiter: ich fragte mich, ob ich der erste Geliebte Cäsarinens gewesen wäre?

Sie hatte es mir tausend Male mit dem Ausdrucke einer vollkommenen Aufrichtigkeit versichert... Aber die Frauen sind so unerforschlich!... Und hatte sich Cäsarine außerdem nicht so zu sagen mir an den Hals geworfen? Hätte eine bis dahin tadellose Frau so wenig Zurückhaltung gezeigt?

Jean Raymond hatte ebenso wie ich in dem vertrauten Umgange Hyacinth's gelebt... Wer sagte mir, daß er nicht wie ich der Geliebte Cäsarinens gewesen war? Nichts bewies mir, daß meine Zweifel begründet wären, aber Nichts bewies mir auch, daß sie es nicht wären... Ich hatte mich außerdem in dieser Beziehung

leichtgläubig und leichtsinnig, wenig bekümmert über diese zurückblickende Eifersucht gezeigt; aber in dem Augenblicke der Schließung eines ewigen Bundes, der später meine Ruhe und meine Ehre in Frage stellen konnte, fand ich meine Unentschlossenheit sehr rechtmäßig.

Ich kam am Ende so weit, diese Ehe als eine Thorheit anzusehen, und den feierlichen, Hyacinth geleisteten Schwur als eine unüberlegte Handlung, als ein unmöglich auszuführendes Versprechen zu betrachten.

Die Schwäche meines Charakters und die Furcht Cäsarinen in Verzweiflung zu setzen, verhinderten mich lange mein Zögern nur vermuthen zu lassen; sie hatte kürzlich einige Anspielungen auf unsere zukünftige Verheirathung mit so überzeugter Miene gemacht, daß, weit davon entfernt sie zu enttäuschen, ich ihre Täuschungen ermuthigt hatte, indem ich eine entscheidende Erklärung von einem Tage zu dem andern verschob. Oft wunderte ich mich über ihren Mangel an Scharfblick in Bezug auf meine Erkaltung; die Ursache der Verblendung Cäsarinens war ganz einfach, sie glaubte, ich unterliege noch immer dem schmerzlichen Eindrucke von dem Tode Hyacinth's, und sie war selbst sehr tiefsinnig.

Sehen wir, warum.

Gegen den Anfang des Winters, ohngefähr zwei Monate nach dem Verluste meines Freundes, hatte ich meiner Gewohnheit nach Cäsarinen besucht; ich fand sie immer noch von schwermüthigem Aussehen, das aber durch einen Ausdruck unterdrückten Glückes gemäßigt war.

— Mein Freund . . . sagte sie zu mir, — Sie haben bemerken müssen, daß ich seit einiger Zeit . . . sehr tiefsinnig bin?

— Nein, Cäsarine, ich hatte diese Bemerkung nicht gemacht.

— Um so besser, — antwortete sie mir, — das hätte Sie beunruhigen können; ich wollte mit Ihnen von Nichts sprechen . . . aus Furcht Ihnen eine falsche Freude zu verursachen . . .

— Eine falsche Freude! . . . ich bitte, erklären Sie sich, meine liebe Freundin.

Seit dem Tode Hyacinth's hatte Cäsarine mir immer nur ihre Hand zum Küssen gereicht. Plötzlich warf sie sich an meinen Hals und drückte mich in ihre Arme, indem sie mir leidenschaftlich folgende Worte mit einem Ausdrucke unaussprechlichen Entzückens ins Ohr flüsterte:

— Mein Ferdinand . . . ich bin Mutter!!

Ach! bei diesem ersten Schreie der Mutterschaft Cäsarinens erbebte Nichts in meinem Innern!

Ich sah in diesem Geständnisse ein neues Recht, das die Wittwe Hyacinth's sich auf mich anmaßte; ich war darüber bestürzt. Von nun an schien es mir nicht möglich, mein Wort zu brechen ohne mich zu entehren; dann, um meinen Aerger und meinen Kummer auf das Höchste zu steigern, stellte ich mir die Schönheit Cäsarinens während der ganzen Zeit ihrer Schwangerschaft und noch lange nachher, wenn sie etwa ihr Kind selbst stillen wollte, als entstellt, als verwelkt vor.

Es liegt oft in der Ergießung des Glückes eine solche Verblendung, daß Cäsarine, ganz mit ihrem Entzücken beschäftigt, nicht die traurige Kälte bemerkte, mit welcher ich ihre Mittheilung aufnahm; die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft ließ mir nicht Zeit ihr zu antworten, und bald verlor sie sich in der Aufzählung der Freuden, der Glückseligkeiten jeder Art, welche sie von ihrer Mutterschaft erwartete.

Dieser Ausbruch von Plänen und Hoffnungen ließ mir Zeit mich wieder zu fassen; ich heuchelte so gut ich vermochte, als ob ich die Rührung Cäsarinens theile, und verließ sie mit dem Tode im Herzen.

Nach langen Stunden der Ueberlegung schrieb ich Cäsarinen folgenden Brief.

Dieser Brief war der wahre Ausdruck meiner Gedanken; ich würde ebenso gehandelt haben, wie ich schrieb:

12ten November, zwei Uhr Morgens.

»Meine liebe Cäsarine, seitdem ich Sie vorhin verlassen habe, habe ich mein Gewissen genau befragt. Das Resultat dieser Prüfung macht mir eine Pflicht daraus, Ihnen den Zustand meines Herzens und meines Geistes mit unbarmherziger Aufrichtigkeit auseinander zu setzen . . . Sie werden nachher urtheilen.«

»Ich muß Ihnen vor Allem erklären, meine liebe Cäsarine, daß ich bereit bin, den von mir an dem Bette des sterbenden Hyacinth geleisteten Schwur zu erfüllen; Sie sind Mutter . . .

Zögern ist mir nicht mehr möglich, Sie werden meine Frau werden, wenn Sie es verlangen ... Das ist Ihr Recht, ich erkenne es an. Werden Sie nicht unwillig über meine Aufrichtigkeit, ich handle und ich glaube als rechtschaffener Mann zu handeln; wenn ich vorhin Ihnen nicht zu sagen wagte, was ich Ihnen in diesem Augenblicke schreibe, so kommt das daher, weil ich den Anblick Ihres Schmerzes und die Vorwürfe gefürchtet habe, die ich vielleicht verdiene ...«

»Sehen Sie jetzt, wie ich es Ihnen versprochen habe, den Zustand meines Herzens und meines Geistes.«

»Der von mir Hyacinth in einer unüberlegten Regung geleistete Schwur wird nicht gebrochen werden; aber ich muß Ihnen heute erklären, daß ich fürchte, mich unbedachtsamer Weise gegen Sie verpflichtet zu haben, meine liebe Cäsarine, und hören Sie, warum:«

»Gar viele Jahre werden ohne Zweifel noch verfließen, ehe das Alter meine Leidenschaften gedämpft hat. Ich bin sechs und zwanzig Jahre alt, und ich halte mich für unfähig Ihnen zu versprechen ein treuer Gatte zu sein.«

»Wenn ich Ihnen untreu bin, so habe ich die unerschütterliche Ueberzeugung, daß Sie mein Betragen nachahmen werden ... Nun aber halte ich mich für zu scharfsichtig, um ein betrogener Gatte zu sein, ohne es zu wissen, und ich bin zu stolz, um die Schande und die Lächerlichkeit zu ertragen.«

»Ein hoffentlich unbegründetes, und zu meinem Bedauern für Sie beleidigendes Mißtrauen läßt es mich in Zweifel ziehen, daß ich Ihr einziger und erster Geliebter gewesen bin.«

»Ehe ich wußte, daß Sie Mutter wären, hätte ich mich vielleicht in Ihrem und in meinem Interesse berechtigt geglaubt das Eheversprechen nicht zu halten, das ich Ihnen gegeben habe; aber jetzt ist Ihr Recht doppelt geheiligt, ich werde mich ihm unterwerfen, wenn Sie es verlangen werden.«

»So grausam, so schimpflich dieses Geständniß für mich auch sein mag, meine liebe Cäsarine, so muß ich Ihnen doch bekennen, daß Ihr Freudenruf: Ich bin Mutter! in meinem Herzen nicht das Echo gehabt hat, das es haben mußte; ich habe weniger das Glück Vater zu sein empfunden, als die Last der Kette, welche Ihre Mittheilung an meine Zukunft schmiedete.«

»Das ist es, meine liebe Cäsarine, in aller Aufrichtigkeit, was ich denke, was ich in diesem Augenblicke empfinde; ich entschuldige mich nicht, ich sage was da ist, indem ich glaube, daß bei einem so wichtigen Umstande die Aufrichtigkeit eine der ersten Pflichten ist.«

»Ebenso wie ich das Böse gebeichtet habe, muß ich Ihnen auch das Gute beichten, denn ich bin weder ganz gut, noch ganz schlecht.«

»Sie kennen mich, meine liebe Cäsarine, Sie wissen, daß mein Herz wohlwollend, mein Charakter leichtsinnig und veränderlich ist; vielleicht übertreibe ich meine

Erkaltung gegen Sie und die schlimmen Möglichkeiten, welche ich bei unserer Verheirathung voraussehe; vielleicht werde ich, sobald diese Verbindung einmal vollzogen ist, darauf zurückkommen, halb aus Nothwendigkeit, halb aus Bequemlichkeit des Charakters, das eheliche Leben auf eine weniger traurige Weise ins Auge zu fassen; vielleicht wird sogar diese meinem Herzen jetzt fast gleichgültige Vaterschaft mir eines Tages angenehm und theuer sein.«

»Wird dem so sein? Ich bin weit davon entfernt es Ihnen zu versichern; ich möchte sogar sagen, daß es wenig wahrscheinlich ist, daß dem so sei ... Aber am Ende ist es möglich ... Ich kann nicht für die Zukunft bürgen; das, worüber ich gewiß bin, ist die Gegenwart, ist Das, was ich heute empfinde.«

»Ich bitte Sie inständigst, meine liebe Cäsarine, glauben Sie nicht, daß ich einen schändlichen Rückhalt unter einem Anscheine rauher Aufrichtigkeit verberge, und daß ich Ihr Herz auf eine unheilbare Weise verletzen will, um Sie so moralischer Weise zu zwingen auf das Recht zu verzichten, das Sie auf mich haben.«

»Wenn das mein Gedanke gewesen wäre, so würde ich Ihnen nicht gesagt haben, daß ich vielleicht wider meinen Willen übertriebenen Befürchtungen nachgebe, und daß es möglich ist, daß ich vielleicht ein besserer Gatte bin, als ich es denke ...«

»Und dann endlich, hätte ich nicht, wenn ich arglistig und falsch gewesen wäre, heute Nacht auf lange

Zeit verreisen und Sie mit dem Orte meiner Zurückgezogenheit unbekannt lassen können?«

»Nein, nein, das wäre schändlich gewesen, ich habe es nicht gewollt, ich habe es vorgezogen Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen und mich zu Ihrer Verfügung zu stellen...«

»Ein letztes Wort, meine liebe Cäsarine. Man kann verheirathet sein, ohne mit einander zu leben. Ich erkläre Ihnen auf Ehre, daß, wenn Sie meinen Namen unter der Bedingung annehmen wollen, uns nachher freundschaftlich zu trennen, ich darin willigen werde.

»Habe ich nöthig es Ihnen zu sagen, meine liebe Cäsarine? Welches Ihr Entschluß auch sein möge, das Schicksal dieses Kindes und das Ihrige werden gesichert sein; gleich morgen wird eine Summe von hundert Tausend Franken für Sie bei meinem Notar hinterlegt werden. (Ich füge diesem Briefe seine Adresse hinzu.)«

»Adieu, meine liebe Cäsarine, ich bitte Sie, antworten Sie mir nicht unter dem ersten Eindrucke dieses Briefes; nehmen Sie sich einige Tage Bedenkzeit, aber ich wünsche, daß wir bis zu Ihrer Entscheidung aufhören uns zu sehen.«

»Sie werden den Beweggrund meiner Bitte begreifen.«

»Ferdinand Duplessis.«

Als der Morgen angebrochen, übersandte ich Cäsarinen diesen Brief.

Am folgenden Tage erhielt ich Abends beim Nachhausekommen folgendes Billet:

»Haben Sie Dank für Ihre Aufrichtigkeit. Ich entbinde Sie Ihres Wortes. Sie werden niemals weder von mir, noch von meinem Kinde sprechen hören ... Behalten Sie Ihr Geld.«

»Cäsarine Durand.«

Seltsamer Widerspruch: bei dem Lesen dieses Briefes brach mein Herz; ich hatte vielleicht mehr der Ungeduld nachgegeben, mich unter der Gewalt einer so zu sagen gezwungenen Verheirathung zu befinden, als der Furcht vor dieser Verheirathung selbst.

Die ruhige und würdige Weigerung Cäsarinens öffnete mir die Augen, erweckte meine Liebe für sie wieder, ohne Zweifel weil sie von nun an unmöglich war; ich eilte um Mitternacht zu ihr.

Schon am Morgen hatte sie ihr Haus verlassen, nachdem sie ihr bescheidenes Mobiliar an einen Tapezirer verkauft hatte, denn sie ging, wie sie gesagt hatte, auf eine weite Reise.

Und in der That, trotz thätigen Nachforschungen war es mir unmöglich Cäsarinens Spur wieder aufzufinden. Ich sollte sie erst mehrere Jahre nach dieser Zeit wiedersehen.

Da mir der Aufenthalt in Paris lästig geworden

war, so reiste ich einige Wochen nachher ab, um in der Provinz Berry die Herrschaft Lariballière zu besuchen, welche mir meine Großmutter hinterlassen hatte; ich hatte dieses Gut seit einigen Jahren nicht besucht, an welches ich zuweilen wie an den Ort des Rückzuges dachte, wenn das Alter den Ungestüm meiner Leidenschaften gedämpft hätte . . . .
. . . .

Die Veränderlichkeit von Ferdinand Duplessis' Charakter ließ ihn bald Cäsarinen vergessen: von 1826 bis 1828, der Zeit, zu welcher er sich zum ersten Male verheirathete, setzte er sein abenteuerliches und vergnügungssüchtiges Leben fort, und hatte einige Mätressen mehr in seinen Erinnerungen anzuführen. Seine Erzählung, welche die beiden letzten Jahre seines Junggesellenlebens umfaßt, kann nur als das Tagebuch eines Mannes betrachtet werden, der Glück bei den Frauen hat, der aber, bereits durch frühzeitige Ausschweifungen ermüdet, anfängt den Ueberdruß zu empfinden.

Während dieser beiden Jahre brachte er jeden Herbst einige Wochen in der Provinz Berry zu, indem er bereits einen gewissen Reiz an dem Contraste der Einsamkeit der Felder und der ländlichen Arbeiten mit dem geräuschvollen Leben von Paris fand. Besonders während der Mußestunden dieses ruhigen und zurückgezogenen Lebens erwachte oft das Andenken an Madame Raymond in seinem Herzen.

Dem ist zuweilen so, das erste Bild, welches eine jugendliche und unschuldige Seele überrascht, läßt darin für immer seinen Eindruck zurück. Die Aufregung, das Kochen der Leidenschaften kann es lange verbergen, aber in dem ersten Momente der Ruhe sieht man es wieder erscheinen.

Wir nehmen Ferdinand Duplessis' Memoiren an dem Orte wieder auf, wo er die Gründe und die Umstände seiner Verheirathung auseinander setzt.

E. S.

X. Capitel.

Es liegt etwas sehr Sonderbares in der Art und Weise, mit welcher gewisse Convenienzheirathen genannte Ehen geschlossen werden, das heißt die ungeheure Mehrzahl der Ehen.

Sehen wir wie und auf welche Veranlassung ich mich das erste Mal verheirathet habe.

Ich nehme die folgenden Seiten aus dem Tagebuche, das ich zur Zeit meiner Liebschaft mit Cäsarine Durand zu schreiben angefangen hatte, ein oft unterbrochenes Tagebuch, in welchem sich aber die hauptsächlichsten Vorfälle meines Lebens befinden.

Am 5. September 1828 besuchte mich gegen Mittag mein Arzt; wir hatten folgende Unterhaltung:

Der Doctor: — Entschuldigen Sie mich, so spät zu kommen, mein lieber Freund: ... ich bin bei einer Consultation zurückgehalten worden ... Wohlan! was fehlt Ihnen?

Ich: — Seit einiger Zeit empfinde ich Unwohlsein, ... eine ziemlich große Schwäche, dann ist dieser Bluthusten, den Sie wissen, mir zurückgekehrt; kurz, seit zwei bis drei Tagen fühle ich mich nicht wohl ...

Der Doctor: — Weil wir nicht vernünftig gewesen sind, ... weil wir nicht Einhalt thun wollen, kurz, weil wir das Leben eines jungen Mannes fortsetzen, als ob wir zwanzig Jahre alt wären.

Ich: — Sollte man nicht sagen, Doctor, daß man mit zwanzig Jahren kränklich ist?

Der Doctor: — Alles was ich weiß, ist, daß Sie seit ohngefähr zehn Jahren, wo ich Sie kenne, das Leben auf alle Weise vergeuden. Dem ist so, mein Lieber, man ist nicht umsonst Page und Garde du Corps gewesen.

Ich: — Wohlan! habe ich denn so große Ausschweifungen begangen?

Der Doctor: — Meiner Treue, hören Sie doch, immer eine oder zwei Mätressen, ohne die Launen zu rechnen, dann die Nachtessen, die Hälfte der Nächte beim Spiele zugebracht, und alles Das, was daraus hervorgeht.

Ich: — Am Ende, lieber Doctor, thue ich, was Jedermann thut.

Der Doctor: — Und es begegnet Ihnen, was Jedermann begegnet, wenn Sie darunter die vergnügungssüchtigen Leute wie Sie verstehen ... Ei! mein Gott, das ist ganz natürlich: während der drei oder

vier ersten Jahre der Jugend ist der Saft im Ueberflusse vorhanden; man belustigt sich aufrichtig, es herrscht daher auch weniger Ermüdung. Aber später kommt der Ueberdruß und man setzt halb aus Gewohnheit, halb aus Eigenliebe dasselbe Leben fort. Man ruft die Eitelkeit der bereits schwächer werdenden Kraft zu Hülfe. Was ereignet sich dann? Mit zwei und zwanzig bis drei und zwanzig Jahren verließ man mit anbrechendem Tage den Tisch mit feurigem Auge und frischer Gesichtsfarbe, während man mit acht und zwanzig Jahren ihn mit rothen Augen und bleicher Gesichtsfarbe verläßt.

Ich: — Was Sie da sagen, Doctor, ist ein wenig wahr; seit ohngefähr einem Jahre fange ich an das Junggesellenleben satt zu haben, und dennoch ...

Der Doctor: — Und dennoch beharren Sie dabei ... Sie machen es wie die Leute, welche ohne Appetit essen, und denen die Verdauung schwer wird ... Sehen Sie, ernstlich gesprochen, Sie müssen sich davor in Acht nehmen. Sie haben ohne Zweifel eine gute Constitution, aber Sie haben Pflege, große Vorsicht nöthig ... Dieser leichte trockene Husten ist ein unangenehmes Symptom ... Es ist jetzt länger als sechs Monate her, daß ich Ihnen ein unfehlbares Mittel angeboten hatte, sich seiner zu entledigen ... Zuvörderst mußten sie sich von Kopf bis zu den Füßen mit Flanell bekleiden; ... Sie haben es nicht gewollt ...

Ich: — Ich habe es nicht gewollt, Sie wissen wohl, daß ...

Der Doctor: — Ich weiß, daß wenn man den Schönen, den Don Juan spielt, ... es unangenehm ist wie eine Mumie in Flanell eingewickelt zu sein, und besonders ...

Ich: — O! Doctor, ... sprechen Sie dieses abscheuliche Wort nicht aus!

Der Doctor! — Wohlan! außer dem Flanell mit irgend einer Fontanelle geschmückt zu sein, da die Unanständigkeit des andern Ausdruckes Sie erschreckt; aber am Ende handelt es sich darum, zu wissen, ob Sie auf das Leben halten, ja oder nein?

Ich: — Ob ich darauf halte! Gewiß, und sehr.

Der Doctor: — Wohlan! wenn Sie nicht ganz die Lebensweise ändern, und wenn Sie besonders das einzige Mittel ausschlagen Ihren chronischen Husten zu heilen, ... so setzen Sie sich, ... wo nicht einem nahen Ende, doch wenigstens einem sehr frühzeitigen, sehr ungesunden Alter aus ... Gefällt Ihnen das?

Ich: — Durchaus nicht; aber welche Lebensweise rathen Sie mir zu befolgen?

Der Doctor: — Ich habe es Ihnen bereits gesagt: ein ruhiges und regelmäßiges Leben zu führen, auf die Frauen und auf die Ausschweifungen der Tafel zu verzichten, frühzeitig zu Bette zu gehen, vorzugsweise das Land zu bewohnen, wo Sie eine gesunde Luft genießen werden, statt die verdorbene Luft von Paris einzuathmen, die einer geschwächten Brust wie die Ihrige immer verderblich ist. Befolgen Sie meinen Rath, und

dann werden Sie allmälig Ihre verlorenen Kräfte wieder erlangen; Ihre Constitution wird sich wieder herstellen, und Sie werden hundert Jahre leben können. Wo nicht, so werden Sie vor Ablauf von zwei bis drei Jahren entweder sterben, oder ein kränkliches Leben fortschleppen; das ist die Wahrheit. Ich bin ebenso sehr Ihr Freund als Ihr Arzt. Ich wiederhole Ihnen daher, es ist Zeit, mehr als Zeit, auf mich zu hören, wo nicht ... so bin ich von ganzem Herzen Ihr Diener.

Ich: — Ich versichere Ihnen, mein lieber Doctor, daß ich die Richtigkeit, die dringende Nothwendigkeit Ihres Rathes fühle; besonders seit einigen Monaten beunruhigt mich der Zustand meiner Gesundheit, obgleich das Aussehen ...

Der Doctor: — Ei! gewiß, wenn man Sie sieht, so haben Sie mit Ausnahme von ein wenig Bläffe und Ihrem leichten Husten, wie man zu sagen pflegt, ein gutes Aussehen. ... Aber warten Sie nur, bis Ihre Lungen ernstlich angegriffen sind ... und Sie werden sehen, welche Aenderung in weniger als zwei bis drei Monaten in diesem trügerischen Aussehen vor sich gehen wird ....

Ich: — Ich glaube Ihnen, lieber Doctor; seit einiger Zeit dachte ich daher auch ernstlich an den Zustand meiner Gesundheit, an die Lebensweise, welche Sie mir bereits mehrere Male gerathen haben.

Der Doctor: — Es handelt sich nicht darum, daran zu denken, Sie müssen handeln, und wissen Sie, was ich thun würde, wenn ich an Ihrer Stelle wäre?

Ich: — Was denn?

Der Doctor: — Ich würde mich verheirathen.

Ich: — Mich verheirathen!

Der Doctor: — Wohlan!

Ich: — Mich verheirathen ... den Teufel!

Der Doctor: — Was ist denn dabei Außerordentliches?

Ich: — Mich verheirathen ... Herr ... Doctor, das ist ein Heilmittel, welches schlimmer als die Krankheit sein könnte ... Es kann aber etwas Gutes in Ihrem Gedanken liegen: ich weiß wohl, daß ich in der Ehe jene Regelmäßigkeit des Lebens finden würde, die Sie mir verordnen.

Der Doctor: — Das ist augenscheinlich das beste Mittel mit diesem Junggesellenleben zu brechen, welches Sie umbringen wird, und das Sie, wie Sie gestehen, mehr aus Gewohnheit als aus Neigung fortsetzen. Um uns kurz zu fassen, verheirathen Sie sich also, tragen Sie Flanell und ergeben Sie sich auf mehrere Jahre, vielleicht auf immer, in die in Rede stehende Fontanelle, ... und Sie sind gerettet ...

Ich: — Diese letzte Bedingung ist also? ...

Der Doctor: — Unerläßlich ... Sie ist das sine qua von Ihrer Frage ...

Ich: — Wohlan! ich ergebe mich am Ende darin;

man verheirathet sich um sich zu mäßigen, sich zu pflegen, und nicht um den Schönen zu spielen. Aber ...

Der Doctor: — Aber ... Was? Haben Sie nicht genug Mätressen jeder Art gehabt? Gütiger Gott! von zu vieler Art ... ich weiß Etwas davon; erinnern Sie sich, vor vier Jahren? Kurz, haben Sie nicht Alles genossen und mißbraucht?

Ich: — Das ist wahr ... ich habe Alles genossen und viel, vielleicht zu viel ...

Der Doctor: — Wohlan! warum den Teufel zögern Sie dann sich zu verheirathen? Ist es nicht jetzt der Augenblick oder niemals? Sie haben ein schönes Vermögen, Sie sind der beste Mensch, den ich kenne; Sie haben endlich, ohne Ihnen zu schmeicheln, genug Mätressen gehabt um zu wissen, daß Sie sind, was man einen sehr angenehmen Mann nennt. Sie werden also, ich bin überzeugt davon, nur die Verlegenheit der Wahl zwischen zehn vortrefflichen Partien haben.

Ich: — Ei! mein Gott! Doctor, ich verstehe Sie; ja, besonders in Rücksicht auf den Zustand meiner Gesundheit bietet sich die Ehe mir wie ein Rettungshafen. Sie ist die Ruhe, statt der Aufregung. Sie ist ein regelmäßiges Leben, statt einem unordentlichen Leben. Sie ist die Ruhe der Seele und des Körpers, und dem zu Folge die Gesundheit. Sie ist die Freiheit, denn statt zu den Befehlen einer Geliebten zu stehen und ihren Launen zu unterliegen, ist man der Herr in seinem Hause;

statt verdammt zu sein, immer den schmachtenden Liebhaber zu spielen, macht man es sich bequem. Sie ist mit einem Worte das Leben in Pantoffeln und im Schlafrocke; die Frau umgibt uns mit Aufmerksamkeiten; wenn wir krank sind, beaufsichtigt sie unser Haus und verhindert unsere Leute uns zu bestehlen; wenn man Kinder hat, so wachsen sie an unserer Seite auf, und das beschäftigt uns. Die Ehe ist endlich eine ganze vorgeschriebene, breite, gerade Zukunft, die regelmäßig wie eine recht saubere, gut mit Sand bestreute Gartenallee ist, die man mit einem Blicke von einem Ende bis zum andern übersieht; eine Aussicht, die nicht ohne Reiz ist, wenn man ermüdet, gelangweilt ist, lange über Berge und durch Thäler gegangen zu sein, indem man jeden Abend das Lager und die Straße des folgenden Tages nicht kennt.

Der Doctor: — Das ist die Sprache eines vernünftigen Mannes von gesundem Verstande.

Ich: — Unter uns gesagt, lieber Doctor, die Vernunft ist mir sehr leicht; die Vergangenheit läßt mir eben kein Bedauern zurück; die Mätressen langweilen mich, das Schauspiel langweilt mich, die Gesellschaften langweilen mich, das Spiel langweilt mich; die Nachtessen reizen mir den Magen, . . . und wenn ich den Muth hätte für meine Rettung zu sorgen, indem ich Ihren Rath bis an das Ende befolgte, so würde ich mich in der Provinz Berry niederlassen. Meine arme Großmutter hat mir in dieser Provinz

ein schönes Gut hinterlassen, das die würdige Frau fast niemals besuchte; ich habe es wie sie gemacht, mit Ausnahme der Jagdzeit, die köstlich ist. Das Schloß muß nur neu möblirt werden, ich werde dort wie ein Landedelmann leben: die Liebe für die Jagd ist mir geblieben, es scheint mir, ich würde viel Neigung zu dem Ackerbau haben.

Indem ich so nun Paris, die lackirten Stiefeln, die gelben Handschuhe und das Brenneisen auf immer verließe, sehe ich mich von hier aus zur Gesundheit zurückkehren, in einen Kittel gekleidet, mit groben Schuhen angethan, indem ich mit meiner Flinte unter dem Arme und meinen Hunden hinter mir durch meine Felder gehe und beim Nachhausekommen meine Frau sauber gekleidet und mich erwartend finde, um uns im Sommer unter einer grünen Laube, im Winter neben einem guten Feuer zu Tische zu setzen; dort wie ein Währwolf zu Mittag essen (sobald meine Gesundheit wieder hergestellt ist), zu verdauen, indem ich meine Frau mir die Zeitungen vorlesen höre, und mich nachher zu Bette lege, um am folgenden Tage von Neuem wieder anzufangen . . . Ach! Doctor, Doctor, wenn ich vernünftig wäre, so würde dies mein Leben sein.

Der Doctor: — Ei! wer hält Sie zurück? Sind Sie nicht frei wie die Luft? Noch einmal, befolgen Sie meinen Rath, sonst bürge ich nicht mehr für Sie.

Mein Kammerdiener, der in diesem Augenblicke eingetreten war, fragte mich, ob ich meinen Notar, Herrn

Barantin, empfangen könnte: er kam, um mir einen Act zum Unterzeichnen zu bringen; mein Arzt kannte den Actenbewahrer genau, dieser wurde eingeführt.

Unsere Unterhaltung fuhr auf folgende Weise fort, nachdem Herr Barantin einige herzliche Worte mit meinem Arzte ausgewechselt hatte.

Der Notar: — Wie, mein lieber Client, ich finde Sie zu Bette? (Zu dem Arzte.) Es ist doch nichts Gefährliches mit der Krankheit des lieben Herrn Duplessis, nicht wahr? (lachend.) Sonst ... wäre ich sehr zu gelegener Zeit gekommen, um ein Testament aufzusetzen. (Er lacht.) He! he! he!

Der Doctor: — Unser Client ist ganz einfach an dem Junggesellenleben krank, und um ihn zu heilen, fordere ich ihn auf, sich zu verheirathen.

Der Notar: — Ein vortrefflicher Gedanke ... Da bin ich hier ganz zu gelegener Zeit; ich setze noch viel lieber einen Contract ... als ein Testament auf ... He! he! he! ...

Ich: — Sehen Sie, mein lieber Barantin, vielleicht sendet Sie die Vorsehung ... Wohlan ... verheirathen Sie mich ...

Der Notar: — Sprechen Sie im Ernst?

Ich: — Meiner Treue, ja, ... früher oder später muß man doch ein Ende machen; bemühen Sie sich daher, mich sobald als möglich zu verheirathen.

Der Notar: — Wahrhaftig ... Sie würden sich entschließen sich zu verheirathen?

Ich: — Gewiß, wenn ich eine Partie nach meinem Gefallen fände . . .

Der Notar: — Was nennen Sie eine Partie nach Ihrem Gefallen?

Ich: — Ein junges Mädchen, die ohngefähr ein dem meinigen gleiches Vermögen hat, . . . von guter Geburt, gut erzogen, . . . welche wesentliche Eigenschaften hat, . . . einen guten Charakter und ein hübsches Gesicht.

Der Doctor, zu dem Notar: — Die Ansprüche unseres lieben Clienten sind nicht übertrieben, he?

Der Notar, indem er überlegt: — Nicht doch . . . nicht doch . . .

Der Doctor: — Sie müssen das in Ihrer Kundschaft finden, Barantin . . . Ihr Notare seid wahre Heirathsstifter.

Der Notar: — Warten Sie doch . . . warten Sie; es wäre bei Gott wohl möglich, daß ich Ihre Sache hätte . . .

Ich: — Ah! bah! und wen denn?

Der Notar: — Hundert Tausend Thaler baare Mitgift, . . . einzige Tochter. Nach dem Tode der Eltern wenigstens zwanzig Tausend Franken Renten, in vortrefflichen Hypotheken . . . Lassen Sie hören, ist Ihnen das Recht?

Ich: — Ei ja . . . bis jetzt . . .

Der Notar: — Eine ehrenvolle Familie, der Vater, ein ehemaliger General-Proviantmeister der Ar-

mee, der jetzt von seinen Renten lebt, ist der beste Mensch von der Welt; die Mutter, die ihre Tochter anbetet, ist eine vortreffliche Frau; kurz, es ist ein Muster einer jener Ehen der guten alten Zeit.

Ich: — Und die Tochter, wie ist sie?

Der Notar: — Achtzehn Jahre alt, frisch wie eine Rose, die Jugend, die Gesundheit in Person, mit einem hübschen Gesicht, in einem der besten Pensionate von Paris erzogen, ein Engelscharakter, alle wünschenswerthen Tugenden . . . Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß zu den Aussichten ein sehr schönes Landgut in Saint-Brice, vier Meilen weit von Paris, hinzuzufügen ist; es ist vor drei Jahren mit 167,000 Franken bezahlt worden.

Ich: — Bewohnt diese Familie etwa das Land?

Der Notar: — Acht Monate im Jahre. Patriarchalische Sitten, mein lieber Client. Vor ohngefähr acht bis zehn Monaten sagte die Mutter zu mir: »Geben Sie sich doch Mühe uns Albinen zu verheirathen, mein lieber Herr Barantin. Sie hat jetzt die Pension verlassen, Sie kennen die Mitgift, welche wir ihr geben, ohne die Aussichten in Anschlag zu bringen ... Rechnen Sie darauf, um das Gleiche von diesen Vortheilen zu finden, es versteht sich wohl, daß wir vor Allem einen wackern und rechtschaffenen Mann, Wittwer oder Junggesellen wollen. Was das Alter betrifft, so werden wir im schlimmsten Falle bis zu acht und dreißig bis vierzig Jahren gehen, aber nicht weiter; was das Aeußere

betrifft, so ist Alles, was wir verlangen, daß er weder einäugig, noch buckelig, noch krummbeinig ist.«

Der Doctor, indem er sich an mich wandte: — Wohlan! da haben Sie Ihre Sache!

Ich: — Bis jetzt scheinen mir alle Uebereinstimmungen vereinigt; nur, ohne wesentlich auf das Geld zu halten, ... Sie wissen, mein lieber Barantin, daß mein Vermögen ...

Der Notar: — Sich auf sieben und vierzig Tausend Franken Renten beläuft, ohne Ihr Gut in der Provinz Berry zu rechnen, das auf drei Mal hundert zwanzig Tausend Franken taxirt ist.

Ich: — Könnte man nicht eintretenden Falles vier Mal hundert Tausend Franken Mitgift erhalten?

Der Notar: — Nicht eine Centime über die hundert Tausend Thaler hinaus; ich kenne die Absichten der Familie ... Es ist bereits die Rede von zwei Partien gewesen, die eine mit einem meiner Collegen, dessen Stelle achtzig Tausend Franken jährlich einträgt, die andere mit einem Bankier in einer sehr guten Stellung; sie haben wie Sie die vier Mal hundert Tausend Franken rund haben wollen; die Unterhandlung ist abgebrochen worden ...

Ich: — Hundert Tausend Thaler ... Das sind höchstens vierzehn bis fünfzehn Tausend Franken Renten ...

Der Notar: — Ich hätte eine gute Anlage; ich

mache mich anheischig, Ihnen sechszehn Tausend Franken ausfindig zu machen.

Ich: — Das würde kaum die Ausgaben decken, welche mir eine Frau veranlassen würde. Wenn dann noch zwei oder drei Kinder kommen, . . . Sie begreifen? Ich halte zuverlässig nicht auf das Geld, aber am Ende, Sie wissen, die Geschäfte . . .

Der Notar: — Geschäfte sind Geschäfte; es gibt kein ernsteres als die Verheirathung; es ist daher ganz natürlich, es ist sogar unerläßlich, daß Sie, ehe Sie sich verpflichten, daran denken die Ausgabe und die Einnahme gleichzustellen. Was mich betrifft, so gehöre ich, wie Sie wissen, zu jenen Notaren von altem Schlage, welche immer nur das Wahre der Dinge sagen; wenn die Sache Ihnen mit den hundert Tausend Thalern ansteht, so halte ich sie für sehr thunlich . . . Ich kenne Sie seit Ihrer Kindheit, da ich der Notar Ihrer lieben Großmutter war; ich habe Ihr Vermögen verwaltet seitdem Sie es genießen, ich weiß, daß Sie trotz einiger Jugendthorheiten ein vortrefflicher Mensch sind, und es würde mir bei Gott sehr leid sein, wenn Sie diese Thorheiten nicht begangen hätten: Sie haben wenigstens ausgetobt, die Stunde der Vernunft ist gekommen . . . Wollen Sie, ja oder nein, daß ich mit meinem Clienten davon spreche? das verpflichtet noch zu Nichts.

Ich: — In der That, das verpflichtet noch zu Nichts, sprechen Sie mit ihm immerhin.

Der Notar: — Ich habe gerade heute eine Zusammenkunft mit Herrn Chevrier, so heißt er . . .

Ich: — Und wenn sich zufällig die Einleitungen machten, wo würde man die junge Person sehen können?

Der Notar: — In einer Gesellschaft bei mir... an einem meiner Sonntage . . . zu denen Sie so selten kommen, schlechtes Subject. Ach so, wie Sie wissen bin ich in Geschäften rund und schnell: ich werde Herrn Chevrier heute sehen. Wann werde ich Sie wiedersehen?

Ich: — Wann Sie wollen; zum Beispiel morgen um diese Zeit.

Der Notar: — Das ist abgemacht: Ihr Vermögen ist ebenso erwiesen als das der Chevrier's, was die materiellen Verhältnisse betrifft, so sehe ich daher kein Hinderniß; was jetzt die Frage der Personen betrifft, so betrachte ich sie als gelöst. Ohne Ihnen ein Compliment zu machen, müßte Mademoiselle Chevrier sehr schwierig sein, um Sie nicht, wie man sagt, mit einer Kußhand anzunehmen; außerdem wird sie darüber keinen Willen haben. Sie ist ein Engel, was ihre Familie wählen wird, das wird Albine auch wählen; jetzt bleibt nur noch zu erfahren übrig, ob das junge Mädchen Ihnen gefallen wird. Nun aber müßte es wohl mit dem Teufel zugehen, wenn mit ihren achtzehn Jahren, ihrer Frische und ihrem hübschen Gesichte,

Albine Ihnen nicht genügen sollte. Denn es handelt sich hier nicht um eine Mätresse.

Ich: — Gott bewahre . . . nein!

Der Notar, lachend: — Ich höre dieses Gott bewahre . . . nein! mit Vergnügen, es ist von guter Vorbedeutung . . . Also auf morgen, mein lieber Duplessis; ich werde Ihnen das Resultat meiner Gesandtschaft mittheilen. — Zu dem Arzte: — Auf Wiedersehen, lieber Doctor.

Der Notar entfernte sich, und mein Arzt sagte zu mir:

— Bravo! Sie sind, was man einen Mann von schnellem Entschlusse nennt; Sie werden dabei vielleicht zehn bis fünfzehn Lebensjahre mehr gewinnen; aber immer unter der ausdrücklichen Bedingung der Jacke und der Unterhose von Flanell, und besonders unserer kleinen Fontanelle, zu deren Anlegung wir sobald als möglich schreiten werden, . . . he?

Ich: — Ja, aber wenn Alles für meine Verheirathung verabredet und beschlossen sein wird; am Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages verspreche ich es Ihnen . . .

Der Doctor: — Ach so! ich habe nicht nöthig Ihnen zu sagen, daß es auch sehr gegen, sehr verderblich für Ihre Gesundheit sein würde . . . verstehen Sie wohl, sehr verderblich . . . den jungen Mann, . . . den Helden mit Ihrer Frau spielen zu wollen . . . Sie verstehen. Man hat sehr verliebte Gatten

gesehen, und es ist durchaus nicht nöthig, daß Sie zu diesen Gatten gehören, — wenigstens von jetzt in sehr lange Zeit hinaus.

Ich: — Aber, mein lieber Doctor, sein Sie doch unbesorgt . . . ich verheirathe mich gerade, um auf die Frauen zu verzichten . . .

. . . .

Mein Tagebuch ist sehr aufrichtig; man sieht, wie und warum ich an meine erste Verheirathung gedacht habe.

In dem Augenblicke, als ich diese Zeilen schreibe (gar viele Jahre nach dieser Verheirathung), habe ich, indem ich dieses Tagebuch wieder durchlese, das doppelte Bewußtsein des Abscheulichen dieser gewöhnlichen Einleitungen von fast allen Convenienzheirathen, Einleitungen, in welchen die Zukunft eines armen Mädchens, die man niemals gesehen hat, die uns nicht kennt, die nicht im Mindesten von der Welt die Absichten ahnet, die man auf sie hat, sich auf diese Weise sehr oft unwiderruflich verpflichtet findet.

XI. Capitel.

In dem Laufe des Tages hatten Herr und Madame Chevrier den Besuch des Herrn Barantin, meines Notars, erhalten. Nach seiner, wie ich weiß sehr wahrhaften Erzählung folgt hier die Unterhaltung, welche in dem Schlafzimmer der Madame Chevrier bei wohlverschlossenen Thüren, und nachdem Jedermann auf das Verlangen des Notars beseitigt war, stattfand.

Madame Chevrier: — Werden Sie uns endlich sagen, Herr Barantin, warum Sie uns hier so einschließen? Wozu alle diese Vorsichtsmaßregeln dienen?

Herr Chevrier: — Ja, lieber Freund, wozu denn alle diese Vorsichtsmaßregeln?

Der Notar: — Weil es sich um eine Angelegenheit handelt. Madame Chevrier, um eine wichtige Angelegenheit.

Madame Chevrier: — Und um welche denn?

Herr Chevrier: — Ja! um welche?

Der Notar: — Dieses Mal, meine Freunde, glaube ich eine sehr glückliche Hand gehabt zu haben; ich komme, um Ihnen ganz einfach einen Phönix für Ihre liebe Albine vorzuschlagen.

Madame Chevrier: — Eine Verheirathung ...

Der Notar: — Sieben und vierzig Tausend Franken Renten in guten Anlagen, ein Gut in der Provinz Berry, das vor fünf Jahren zur Zeit der Erbschaft auf mehr als drei Mal hundert Tausend Franken taxirt worden ist!

Madame Chevrier: — Ach! mein Gott! welcher Fund! Aber das ist köstlich ... köstlich.

Herr Chevrier: — Das ist sogar prachtvoll.

Madame Chevrier: — Und man weiß, daß wir? ...

Der Notar: — Hundert Tausend Thaler Mitgift geben, keinen Heller mehr ... und man begnügt sich damit ...

Madame Chevrier: — Ach! mein lieber Herr Barantin, ... das haben Sie gemacht. Das ist unglaublich ... Sieben und vierzig Tausend Franken und ein Gut! Und man begnügt sich mit unseren hundert Tausend Thalern ... man möchte vor Freude närrisch werden ... Aber, sagen Sie mir, und die Person, wer ist sie?

Herr Chevrier: — Ei! ja, lieber Freund, die Person?

Der Notar: — Herr Ferdinand Duplessis, er ist

acht und zwanzig Jahre alt. Ich war der Freund seiner Großmutter, die ihn erzogen hat. Er ist anfangs Page und Garde-du-Corps gewesen. Bei dem Tode seiner Großmutter hat er den Militärstand verlassen, um von seinen Renten zu leben. Bei seiner Volljährigkeit war er also Herr seiner Person und seines Vermögens. Sie fühlen wohl, meine Freunde, daß mit solchen Leichtigkeiten sich zu belustigen ich Ihnen nicht aufbinden will, daß Herr Duplessis sich immer wie ein Cato aufführte.

Madame Chevrier: — Wir würden es nicht glauben, Herr Barantin.

Herr Chevrier: — Das würde uns sogar schwer sein, es zu glauben, lieber Freund.

Der Notar: — Herr Ferdinand Duplessis hat also das Junggesellenleben reichlich genossen, wie man zu sagen pflegt; aber, indem er immerhin seinen Vergnügungen viel widmete, hat er nicht, wie so viele andere Unbesonnene, sein Vermögen verzehrt oder angetastet; weit davon entfernt: indem er immerhin sehr anständig lebte, legte er ein Jahr über das andere ohngefähr zehn Tausend Franken bei Seite; ich verwaltete stets sein Vermögen, war sein Bankier, Sie können mir also glauben.

Madame Chevrier: — Alles das wird jetzt immer besser. Ein junger Mann, Herr seiner selbst mit ein und zwanzig Jahren, der sein Vermögen auf

diese Weise erhalten, muß ein vernünftiger Mensch sein. Er hat also kein Gewerbe?

Der Notar: — Nein.

Madame Chevrier: — Wahr ist es, daß man mit seinem Vermögen eben keinen Stand nöthig hat.

Herr Chevrier: — Streng genommen, kann man ihn sogar entbehren.

Madame Chevrier: — Auf der andern Seite hat aber ein Gewerbe das Gute, daß es beschäftigt ...

Herr Chevrier: — Was uns nothwendigerweise irgend Etwas zu thun gibt.

Der Notar: — Ohne Zweifel ist der Müßiggang gefährlich, meine Freunde, wenn er uns Lust oder Gelegenheit gibt, Thorheiten zu begehen; aber Herr Ferdinand Duplessis ist nicht daran ... Alsdann, was ich Ihnen gesagt habe, sehen Sie, daß er sein Vermögen niemals antastete, ... und für uns Geschäftsleute ist dies der beste Thermometer der Aufführung.

Herr Chevrier: — Und dann endlich, wenn dieser Herr keinen Stand hat, so wird er daher nur um so mehr Zeit haben bei seiner Frau zu bleiben, und auf diese Weise oft bei ihr sein.

Madame Chevrier: — Jetzt, mein lieber Herr Barantin, und der Charakter dieser Person?

Der Notar: — Er ist, was man einen vortrefflichen Menschen nennt, das Herz auf der Hand, freigebig ohne Verschwendung, der gern gut lebt und einen Dienst erzeigt, wenn er es kann; ich spreche zu Ihnen hier

nicht als Notar, sondern als Freund; außerdem werde ich Ihnen alle wünschenswerthen Auskünfte über Herrn Duplessis erleichtern; es versteht sich wohl, daß ich die Jugendstreiche, die Liebschaften bei Seite lasse, denn, unter uns gesagt, ein Mann erreicht nicht das Alter von acht und zwanzig Jahren, ohne hier und da einige Mätressen gehabt zu haben ...

Madame Chevrier: — Man müßte den Verstand verloren haben, wenn man Unmögliches wollte.

Herr Chevrier: — Das wäre sogar Ueberfluß.

Madame Chevrier: — Aber wissen Sie, lieber Herr Barantin, daß, wenn das Porträt Ihres Herrn Duplessis nicht geschmeichelt ist, Sie das Recht haben, ihn uns als einen Phönix vorzuschlagen! Und seine Gestalt, sein Gesicht? Das ist zu sehr Nebensache, aber am Ende kann man sich darnach erkundigen.

Der Notar: — Herr Ferdinand Duplessis ist, was man einen sehr hübschen Mann nennt, groß, schlank, von ausgezeichneter Haltung ... Kurz, ... meine liebe Madame Chevrier, (lachend) er hat Unglückliche gemacht ... he! he! he! ... viele Unglückliche ... der Bösewicht! Das sagt Ihnen Alles ... he! he! he! ...

Madame Chevrier, gleichfalls lachend: — Ha! ha! ha! sehe man einmal! er hat Unglückliche gemacht, dieser schöne Herr! Meiner Treue, um so besser: die schlechten Subjecte sind oft die besten Gatten.

Herr Chevrier: — Vortreffliche Gatten.

Madame Chevrier: — Diese Partie würde uns in tausend Rücksichten so sehr gefallen, mein lieber Herr Barantin, daß ich nur eine Furcht habe, nämlich daß Albine Ihrem Herrn Duplessis nicht gefällt.

Herr Chevrier: — Es wäre nur ein Fall, daß Albine ihm nicht gefiele!

Der Notar: — Albine ist sehr hübsch; ich bürge im Voraus dafür, daß sie unserem jungen Mann gefallen muß. Außerdem, wenn man sich mit acht und zwanzig Jahren verheirathet, um den Frieden, die Annehmlichkeit des Familienlebens zu genießen, so sieht man bei Weitem mehr auf das Herz und auf den Charakter, als auf das Gesicht. Sein Sie daher von dieser Seite unbesorgt. Ich möchte nur dessen gewiß sein, ob Mademoiselle Albine Herrn Duplessis annehmen würde.

Madame Chevrier: — Können Sie daran zweifeln, mein lieber Barantin, hat meine Tochter etwa einen Willen? Wird sie nicht Alles thun, was wir wollen? Wird sie etwa nicht, wenn wir ihr sagen werden: »Mein Kind, wir haben eine köstliche Heirath für Dich, sie gefällt uns in allen Punkten, sie muß also auch Dir gefallen,« antworten: »Dann Mutter, gefällt sie auch mir ....« Gehen Sie doch! Die Einwilligung Albinens? Man hat sich nicht einmal darum zu kümmern ... Wenn sie nur Herrn Duplessis gefällt, so ist Alles abgemacht, Sie haben mein Wort ...

Der Notar: — Vortrefflich, so betreibe ich die Geschäfte gern, ... Ach so, würden Sie jetzt, wenn die Erkundigungen, welche Sie über Herrn Duplessis einziehen werden, befriedigend sind, etwas Unpassendes darin sehen, den Sonntag Abend mit Ihrer lieben Tochter und Herrn Chevrier bei mir zuzubringen? Auf diese Weise würden sich die jungen Leute sehen.

Madame Chevrier: — Vortrefflich: bis dahin werden wir nach Ihren Andeutungen unsere Erkundigungen über Herrn Duplessis einziehen; eine reine Förmlichkeit, denn wir haben alles Vertrauen zu Ihnen, mein lieber Barantin.

Der Notar: — Das Vertrauen hat dabei Nichts zu thun; ich verlange, daß Sie Erkundigungen einziehen.

Madame Chevrier: — Es sei, also auf Sonntag.

Der Notar: — Darüber sind wir nun einverstanden, ich werde morgen Herrn Ferdinand Duplessis von Ihren gütigen Absichten gegen ihn benachrichtigen.

Madame Chevrier: — Und besonders, mein lieber Herr Barantin, machen Sie ihm recht warm, wie man zu sagen pflegt, denn man findet nicht alle Tage eine solche Partie. Sieben und vierzig tausend Franken Renten und ein Gut, das ist prachtvoll!

Herr Chevrier: — Ein Gut und sieben und vierzig tausend Franken Renten, das ist köstlich!

Der Notar: — Ich werde Ihnen sogleich die Liste der Personen senden, bei denen Sie sich über meinen Clienten erkundigen können.

. . . .

Dies war die Unterhaltung meines Notars mit dem Vater und der Mutter der Mademoiselle Chevrier.

XII. Capitel.

September 1826.

Ich habe mich gestern Abend in die Gesellschaft des Herrn Barantin, meines Notars, begeben. Ich habe Mademoiselle Albine Chevrier gesehen, ihr Gesicht ist angenehm und sanft: sie hat frische, schöne Augen, schöne Zähne, einen eleganten Wuchs, eine schöne Haut, schöne Haare, hübsche Füße und Hände, eine bescheidene und ausgezeichnete Miene; aber sie ist blond, und ich liebe die Blondinen nicht, und ich habe in meinem Leben nur eine Blondine, Madame Raymond, geliebt, und ich erlaube den anderen Frauen nicht, blond zu sein.

Seltsame Beharrlichkeit des Andenkens an Madame Raymond!

Ich habe sie einmal ... während einer Stunde gesehen ... ich war sechszehn Jahre alt. Und seitdem ... ist vielleicht nicht ein Tag in meinem Leben ver-

flossen, ohne daß der Gedanke an diese liebenswürdige Frau mir wieder in das Gedächtniß gekommen ist.

Kommt es etwa daher, weil sie zuerst mein Jünglingsherz schlagen ließ?

Ist es etwa Beharrlichkeit des Gewissensbisses wegen des Bösen, das mein Leichtsinn ihr verursachte? . . . Ich weiß es nicht, aber sie ist zuverlässig die Frau, derentwegen ich am meisten in meinem Leben gehabt habe!

Kommen wir auf Mademoiselle Albine Chevrier zurück. Sie ist blond, und ich finde es so unbescheiden, so vermessen, daß man sich erlaubt nach Madame Raymond blond zu sein, daß ich immer nur Mätressen mit braunen oder schwarzen Haaren habe haben wollen.

Ein Grund mehr, um eine blonde Frau zu nehmen; das wird diese Zurückhaltung, ich möchte fast sagen diese Kälte noch vermehren, welche sogar, dringende Gesundheitsgründe abgerechnet, jeder vernünftige und erfahrene Gatte in sein eheliches Leben mitbringen muß.

Seine Frau wie eine Mätresse zu behandeln, heißt in ihr eine ganze Reihe von Empfindungen und Begriffen erwecken und entwickeln, welche sehr gefährliche Vorgänger werden, wenn nach dem verhängnißvollen Gange der Dinge die Zeit die Gluth der ersten Monate der Verheirathung erkaltet hat.

Und dann endlich ist es abgeschmackt, eine tiefe Ruhe in der Ehe zu suchen, wenn man thöricht genug ist, in sich selbst den leidenschaftlichen Stoff mitzubringen, wel-

cher die Liebschaften so aufgeregt, so fieberhaft und unerträglich auf die Dauer macht.

Mademoiselle Chevrier vereinigte also physischer Weise Alles, was nöthig ist, um mir weder Verlangen noch Widerwillen einzuflößen, und um meine Eigenliebe als Gatte weder zu demüthigen noch ihr zu schmeicheln. Entweder irre ich mich sehr, oder diese rechte Mitte wird mir fast gewisse Bürgschaften der Ruhe und des Glückes bieten.

Herr Chevrier, der Vater der Mademoiselle Albine, scheint mir ein guter Mensch, sprechen wir das Wort aus, ein Dummkopf, der geschaffen und in die Welt gesetzt ist, um wie ein Echo Alles zu wiederholen, was Madame Chevrier sagt; diese aber mußte einst sein, was man eine schöne Frau nennt; übrigens ist ihr Verstand alltäglich, und sie ist im Wesentlichen eine Bürgersfrau; ich bin weit davon entfernt, mich darüber zu beklagen, was mich betrifft. Von einer solchen Mutter erzogen, wird Mademoiselle Albine bei ihr nicht die vornehmen Manieren, diese anmaßende Weise angenommen haben, welche so viele junge Mädchen unerträglich machen. Die wenigen Worte, welche ich meine Zukünftige habe sagen hören, lassen mich glauben, daß sie von einfachem und vielleicht beschränktem Verstande ist. Gebe Gott, daß dem so sei, meine Wünsche wären erfüllt; was man eine Frau von Geist nennt, das würde mir beständiges Mißtrauen erregen; nichts flößt dagegen und mit gutem Rechte mehr Sicher-

heit ein, als ein nicht selbstständiger Verstand, der mit vortrefflichen Grundsätzen, festen Tugenden und einer inbrünstigen Frömmigkeit angefüllt ist, denn ich hoffe sehr, daß meine Frau fromm sein wird. Kurz, die Familie Chevrier scheint mir unbedeutend; ich bekümmere mich wenig darum, denn wenn ich mich verheirathe, so reise ich am Tage meiner Hochzeit nach der Provinz Berry ab.

Nach reiflichen Ueberlegungen und angenommen, daß mein erster Eindruck mich nicht täuschte, nämlich daß Mademoiselle Albine ein einfaches und gutes Mädchen, ihr Vater ein Dummkopf, ihre Mutter eine gebietende Frau ist, entschließe ich mich zu dieser Heirath.

Mein Arzt hat Recht, noch einige Jahre des Junggesellenlebens, und ich wäre verloren; meine Gesundheit bedarf Schonung, große Pflege; das Landleben wird mir heilsam, und es wird ganz nach meinem Geschmacke sein, wenn ich nach der langen Weile, dem Ueberdrusse urtheile, welche mir das Leben von Paris einflößt, das mich erschöpft und mir auch zum Ekel ist; wirklich, wenn man mich will, so heirathe ich.

. . . .

N. B. Als Ergänzung dieses Tagebuches füge ich hier mehrere Briefe der Mademoiselle Albine Chevrier in Bezug auf ihre Verheirathung mit mir bei; ich habe nicht nöthig zu sagen, daß ich von diesem Briefwechsel erst lange Zeit nach unserer Verbindung Kenntniß ge-

habt habe; ich werde später erklären, in Folge welcher Ereignisse diese Briefe in meinen Besitz gekommen sind.

Albine an Hermance.

Hier ist, liebe Hermance, Wort für Wort und ohne Betrachtung noch Einleitung die Unterhaltung, welche ich gestern Abend mit meiner Mutter bei der Rückkehr aus einer Gesellschaft bei dem Notar meiner Familie gehabt habe.

— Albine, — sagte meine Mutter zu mir, — erinnerst Du Dich, daß wir heute Abend ziemlich lange über dieses und jenes mit Herrn Barantin gesprochen haben?...

— Ja, Mutter.

— Du weißt, daß mitten in unserem Gespräche ein junger Mann gekommen und mit uns gesprochen hat...

— Ja, Mutter.

— Wie findest Du diesen jungen Mann?

— Ich finde ihn wie Jedermann.

— Das ist keine Antwort. Ich frage Dich, ob Du diesen jungen Mann gut oder übel findest?

— Warum fragst Du mich darnach?

— Antworte immerhin. Wie findest Du ihn?

— Was soll ich Dir sagen?... Ich finde ihn weder gut noch übel.

— Kurz, wäre er nach Deinem Geschmacke?

— Nach meinem Geschmacke?

— Mein Gott! Albine, wie Du mich mit Deinen Verwunderungen und Deiner Miene aus einer andern

Welt langweilst! Laß hören, nimm an, daß dieser junge Mann ein Bewerber ist, den man uns für Dich vorgestellt hätte, würde er Dir anstehen?

— Wie, Mutter, dieser junge Mann? . . . wäre ein Bewerber?

— Ja . . . Ist das klar?

— Und Du sagst mir das erst jetzt! . . . Wenn ich wenigstens davon unterrichtet gewesen wäre, so würde ich ihn auf eine andere Weise angesehen haben.

— Was schwatzest Du mir da mit Deinem auf eine andere Weise?

— Kurz, ich würde diesen Herrn angesehen haben, wie man einen Bewerber ansieht . . . mit einem Worte eine Person, die unser Gatte werden kann.

— Geh doch, da gibt es jetzt auf einmal zwei Manieren die Leute anzusehen.

— Du fragst mich, . . . ich antworte Dir.

— Du antwortest mir Etwas, was keinen Sinn hat, denn am Ende, auf welche Weise würdest Du diesen jungen Mann angesehen haben, wenn Du gewußt hättest, daß man ihn als Partie vorschlüge?

— Ich weiß es nicht, Mutter, aber es scheint mir, daß ich ihn auf eine ganz andere Weise angesehen haben würde.

— Laß mich doch in Ruhe, das sind Kindereien, und auf welche Weise Du diesen jungen Mann auch angesehen hast, Du hast sehen müssen, daß er schwarze Haare hat, groß und schlank ist.

— Ja, Mutter.

— Daß er eine liebenswürdige Haltung hat, kurz, daß er ist, was man einen sehr hübschen Mann nennt.

— Das ist möglich . . .

— Demnach, mein Kind, findest Du diesen Herrn nach Deinem Geschmacke?

— Das kann ich Dir gerade nicht sagen.

— Mit einem Worte, wenn aus verschiedenen Gründen diese Partie uns anstände, so würdest Du keinen Widerwillen haben Dich mit diesem jungen Manne zu verheirathen? Denn vor Allem, mein Kind, wollen wir Dich in Deiner Wahl durchaus freilassen, Dich in Nichts zwingen.

— Wenn ich diesen Herrn genauer kennte, . . . wenn ich ihn genauer angeblickt hätte, so würde ich Dir antworten . . . und Dir sagen können, ob er mir anstände oder nicht; aber, Mutter, wie willst Du, daß ich danach, daß ich ihn kaum während einer Viertelstunde gesehen habe . . . und dabei noch . . . wenn man das Jemand sehen nennen kann, Dir sage, ob ich Lust habe mich mit ihm zu verheirathen oder nicht?

— Albine, erkläre Dich offenherzig, was verstehst Du darunter: diesen Herrn genauer kennen?

— Das ist sehr einfach, ich will wissen, welches sein Charakter ist.

— Du sprichst und bist da ganz wie ein Kind. Seinen Charakter kennen? Glaubst Du etwa, daß man

so auf der Stelle den Charakter der Personen kennen lernt?

— Auf der Stelle, nein.

— Wohlan? dann . . . wie . . .?

— Aber Mutter, indem ich diesen Herrn oft sehe, indem ich mit ihm spreche, bis ich mir selbst sagen kann: das ist ein Charakter, der mir gefällt, oder der mir nicht gefällt . . .

— Zuvörderst, was verstehst Du unter dem Charakter eines Menschen? willst Du damit sagen, daß Du darauf hältst zu wissen, ob dieser junge Mann Sitten hat? ob er einen ordentlichen Lebenswandel führt? ob er höflich, gut erzogen ist? Aber Du fühlst wohl, mein Kind, daß, wenn wir Dir Herrn Ferdinand Duplessis (so heißt der junge Mann) vorstellen, es ein Beweis ist, daß unsere Erkundigungen bestimmt sind; daß wir sicher sind, dieser Bewerber habe alle möglichen Eigenschaften, Dich glücklich zu machen.

— Aber, Mutter . . .

— Höre mich doch an; Du siehst bereits, daß Du Dich nicht um den Charakter des Herrn Ferdinand zu bekümmern hast, das ist unsere Sache; wir haben es gethan und das gehörig gethan; wir bürgen Dir daher auch für ihn. Jetzt folge genau folgendem Schlusse: von zwei Sachen eine: entweder hat Herr Ferdinand den vortrefflichen Charakter, den wir an ihm vermuthen, oder er hat ihn nicht.

— Und . . . wenn er ihn nicht hat?

— Wenn er ihn nicht hat, so ist das ein Beweis, daß er arglistig, heuchlerisch genug gewesen wäre, um zehn bis zwölf der ehrenwerthesten Personen zu betrügen, die ihn seit Jahren kennen, und welche die besten Auskünfte über ihn gegeben haben.

— Wohlan . . . Mutter, bedenke doch, welches Unglück es für mich wäre, einen solchen Mann zu heirathen, der arglistig genug wäre, alle diese Personen zu hintergehen?

— Wenn er dazu arglistig genug gewesen ist, . . . so frage ich Dich ein wenig, ob er Dich mit Deinen achtzehn Jahren nicht noch viel leichter betrügen würde, wenn er so viele Andere betrogen hätte . . . Armes Kind, Du!

— Vielleicht würde er mich nicht betrügen. Viel mehr als irgend Jemand betheiligt die Wahrheit zu wissen, würde ich ohne Zweifel viel heller sehen als irgend ein Anderer.

— Mein Gott! Albine, wie unvernünftig und hartnäckig Du bist, wenn Du anfängst! Ueberlege doch, was Du sagst. Den Charakter Jemandes kennen lernen . . . Ei! mein liebes Kind, oft reicht das ganze Leben dazu nicht aus . . . Und dann sind das nur Worte; sobald Du einmal mit Herrn Ferdinand verheirathet bist, wirst Du seinen Charakter ganz nach Deinem Gefallen studiren.

— Dann würde es wohl Zeit sein.

— Wahrlich, Albine, ich begreife nicht, wie Du in Deinem Alter solches armseliges Geschwätz führst. Wozu dient denn die Erziehung, welche man Dir gegeben

hat? Zuweilen bin ich geneigt zu glauben, Die hätten Recht, welche behaupten, Dein Verstand wäre nicht mehr als der eines fünfjährigen Kindes entwickelt.

— Ich habe niemals für geistreich gelten wollen.

— Ich verlange von Dir nicht geistreich zu sein. Es steht einer Mutter nicht zu ihrer Tochter zu schmeicheln, und ich weiß wohl, daß die Frauen von Geist sehr selten sind, aber in Ermangelung von Geist hast Du oft gesunden Verstand, und heute fehlt er Dir durchaus.

— Ei, wie so!

— Es gibt dabei kein: Ei, wie so! Du sprichst wahren Unsinn. Wie? Du wolltest zum Beispiel, Herr Ferdinand Duplessis brächte hier die Tage vom Morgen bis zum Abende unter vier Augen zu, um Dir Muße zu geben seinen Charakter zu studiren? Das würde vielleicht einen, zwei oder drei Monate dauern, und Du bildest Dir ein, Männer würden sich so der Demüthigung aussetzen, ihren Charakter erforschen zu lassen! ohne die Unschicklichkeit von allen diesen, bei einer jungen Person zugebrachten Tagen in Rechnung zu bringen? Wahrlich, man könnte sagen, Du wärest unter Wilden erzogen worden . . .

— Die Amerikaner, die Engländer, die Deutschen sind also Wilde?

— Was schwatzest Du mir da für Unsinn vor?

— Ich bin in der Pension mit Ellen Davy gewesen,

eine Amerikanerin, deren Eltern lange in England gewohnt haben.

— Gut, weiter?

— Es befand sich in der Pension auch Helmine Blum, eine Deutsche.

— Aber worauf willst Du mit Deinen Deutschen und Deinen Engländerinnen kommen?

— Wohlan, Mutter, in den Ländern, von denen ich hier spreche, können die jungen heirathsfähigen Personen soviel es ihnen gefällt die jungen Leute sehen und empfangen, die man ihnen vorstellt, sogar mit ihnen ausgehen, und man verheirathet sich niemals, als nachdem man auf diese Weise ein halbes Jahr, ein ganzes Jahr oder noch länger in vertrautem Umgange gelebt hat; auf diese Weise hat man alle Zeit sich kennen zu lernen, zu beurtheilen, ob man für einander paßt, und in diesen Ländern sind fast alle Ehen glücklich.

— Bist Du nun fertig?

— Ja, Mutter.

— Da Du, Gott sei Dank, weder eine Deutsche, noch eine Amerikanerin, noch eine Engländerin bist, so wirst Du mir den Gefallen thun, Dich nach den Gebräuchen Deines Vaterlandes richten; Du willst Den kennen lernen, welchen Du heirathen sollst, nicht wahr? Nichts ist einfacher: sage mir heute: »Mutter, Herr Ferdinand steht mir an,« so werden wir ihn Dir morgen vorstellen, mein Kind; er wird alle Tage kommen

uns seinen Besuch zu machen, und Ihr werdet in meiner Gegenwart so viel plaudern als Ihr wollt . . . Aber Du wirst wohl begreifen, daß dieser junge Mann, damit wir ihm einen so vertrauten Zutritt in unser Haus bewilligen, im Voraus und unwiderruflich von Dir als Dein zukünftiger Gatte angenommen sein muß.

— Auf diese Weise muß ich mich also versprechen, ehe ich weiß, mit wem ich mich verspreche.

— Aber noch ein Mal, wir wissen es, wir, die wir für Dein Glück verantwortlich sind. Genügt das etwa nicht? Herr Ferdinand hat sieben und vierzig Tausend Franken auf das Beste angelegte Einkünfte, eine stattliche Herrschaft in der Provinz Berry. Glaubst Du etwa, daß man immer solche Partien findet? Denn endlich weiß ich nicht, woran Du denkst. Du darfst nicht glauben, Du wärest aus dem Schenkel Jupiters geboren, wie man zu sagen pflegt; Du hast nur hundert Tausend Thaler Mitgift. Zwei Heirathsanträge, welche zuverlässig nicht so viel werth waren als der, von welchem diesmal die Rede ist, sind bereits fehlgeschlagen, weil man vier Mal hundert Tausend Franken Mitgift verlangte . . . statt drei Mal hundert Tausend . . . Was zuckst Du mit den Achseln?

— Diese Personen wollten mich heirathen?

— Ohne Zweifel, zuvörderst ein Notar, . . . und dann ein Bankier . . . Wir haben mit Dir seiner Zeit darüber gesprochen.

— Und ehe sie mich nur gesehen hatten, handelten sie um die Summe meiner Mitgift?

— Wie das immer zu geschehen pflegt! Aber wo kommst Du denn her? Da schwatzest Du wieder wie ein neugeborenes Kind? Einigt man sich etwa nicht zuerst über die Geldangelegenheit, und spricht dann erst von den Personen?

— So daß also die Mitgift die Hauptsache bei der Verheirathung ist? Und diese beiden Männer, welche mich heirathen wollten, haben mich nicht einmal sehen, nicht kennen lernen wollen, um zu beurtheilen, ob ich nicht die hundert Tausend Franken werth wäre, die sie noch mehr als Mitgift verlangten?

— Alles, was Du davon sagst, oder gar Nichts, wird ganz dasselbe sein, es ist so der Gebrauch und wird immer so Gebrauch sein . . . Uebrigens hat Herr Ferdinand Duplessis nicht gehandelt; er ist fast auf der Stelle mit Herrn Barantin über alle Geldfragen einig geworden; die Erkundigungen über diesen jungen Mann sind vortrefflich. Er ist acht und zwanzig Jahre alt, Du achtzehn, das ist ein vortreffliches Verhältniß dem Alter nach; er ist sehr anständig, er behagt uns in jeder Beziehung vollkommen. Wenn Du thöricht genug wärest eine vielleicht einzige Gelegenheit auszuschlagen, . . . so gestehe ich Dir daher auch, daß Dein Vater und ich in Verzweiflung sein würden, und, meiner Treue, Du magst es anfangen

wie Du willst, um Dich zu verheirathen, wir werden uns nicht mehr darin mischen. Ich sage es Dir im Voraus . . . Ueberlege es wohl, was ich Dir da sage, ist sehr ernst: wir werden uns nicht mehr darin mischen Dich zu verheirathen . . .

— Wahrhaftig? ist es wirklich wahr, liebe Mutter? Du würdest mich nach meiner Ansicht, wann ich wollte, wie ich wollte, mich verheirathen lassen?

— Das ist etwas ganz Anderes, Mademoiselle. Wie, das ist die Wirkung, welche meine Drohung hervorbringt? . . . Schämst Du Dich nicht so Etwas zu sagen?

— Du bietest mir an, mich nach meiner Neigung verheirathen zu lassen! Ich . . . nehme es an . . .

— Sieh, Albine, am Ende machst Du mich unwillig; Du thust alles Mögliche, mich zu quälen, mich, die ich nur an Dein Glück denke, das ist nicht Recht!

— Mein Gott, Mutter, werde nicht böse; ich schlage diesen Herrn nicht ganz aus . . . Aber was soll ich Dir sagen: ich fühle Nichts weder für noch gegen ihn.

— Das ist gerade so viel als nöthig ist, um sich zu verheirathen, und sich gut zu verheirathen.

— Mir scheint es, liebe Mutter . . . daß . . .

— Du magst Etwas sagen oder Nichts, es ist ganz dasselbe; Du hast keinen gesunden Verstand, aber Du bist im Grunde eine vortreffliche Tochter. Wohlan, umarme

mich, es ist ausgemacht: wir werden Herrn Ferdinand benachrichtigen, daß er angenommen ist; Herr Barantin wird ihn uns morgen Abend zuführen . . .

— Aber, Mutter . . .

— Es gibt keine: Aber, Mutter; es ist abgemacht, ich werde auf der Stelle an unsern lieben Notar schreiben: eine solche Heirath findet sich nicht immer; man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist.

— Mein Gott, meine Mutter, ich bitte Dich inständigst . . .

— Ich bin untröstlich Dich weinen zu lassen, liebes Kind, aber ich muß Vernunft für Dich haben, und eines Tages wirst Du mir dafür danken . . .

. . . .

Und meine Mutter entfernte sich, sie ließ mich ganz in Thränen zurück. Da siehst Du, wie es mit mir steht, liebe Hermance. Ach! wie Schade, daß Du nicht hier bist, um mir zu rathen. Ich habe Dir schon seit langer Zeit gesagt, Du weißt es, daß meine Mutter niemals die Dinge so ansieht wie ich. Wie so viele Andere, hält sie mich auch für ganz dumm, gewöhnlich kümmert mich das wenig. Ich lege mir in ihrer Gegenwart Zwang an, und ergieße mich nur gegen Dich . . . Aber, wie Du siehst, handelt es sich jetzt um eine sehr ernste Sache; ich fühle, daß ich Recht habe, meine Mutter irrt sich, und da ich das erste und das einzige

Opfer sein werde, so will ich nicht ohne Kampf nachgeben.

Ich werde Dich davon in Kenntniß setzen, was sich auch ereignen möge.

Lebe wohl, ich umarme Dich traurig.

Albine C.

XIII. Capitel.

Albine Chevrier an Hermance.

Wie ich Dir in meinem letzten Briefe geschrieben, habe ich vergebens meine Mutter gebeten, Herrn Ferdinand nicht als meinen Verlobten zu empfangen, ehe es mir möglich gewesen wäre, ihn näher kennen zu lernen, man hat auf meine Bitten nicht geachtet; seit acht Tagen ist Herr Ferdinand bereits fünf Male von vier bis sechs Uhr Abends gekommen. Meine Mutter oder mein Vater sind immer bei unserer Unterhaltung gegenwärtig, in welcher wir von dem Regen und vom schönen Wetter sprechen. Das ist nichts Belustigendes, ich versichere es Dir.

Als Herr Barantin Herrn Ferdinand zu uns führte, versuchte ich, ihn verstohlen zu beobachten; ich hatte sehr Recht meiner Mutter zu sagen, daß ich ihn das erste Mal gesehen hätte, ohne ihn zu betrachten. Er hat in der That eine ausgezeichnete Haltung, ein hübsches, obgleich bleiches und mattes Gesicht, als ob er von einer

Krankheit wieder auferstanden, was mich nicht wundern würde, denn er hat noch einen leichten trockenen Husten; er ist außerordentlich höflich, ein wenig kalt; er lacht selten, nichtsdestoweniger scheint er wohlwollend. Ich weiß nicht, ob ich mich irre, aber ich finde, daß er oft aussieht wie ein Mann, der sich langweilt; vielleicht kommt das daher, weil er nicht vertraulicher mit mir sprechen kann. Alles zusammengenommen, hat er mir bis jetzt weder mehr, noch weniger Alltäglichkeiten gesagt, als alle die anderen Personen, welche in unser Haus kommen.

Zwei oder drei Male hat meine Mutter mich an das Piano gehen heißen, um Parade mit meinem Talent zu machen (wenn ich nur ein Talent hätte); ich war wie auf die Folter gespannt, aber ich wagte nicht mich zu widersetzen, ich spielte Alles durch einander. Herr Ferdinand ist nicht musikalisch, er bemerkte weder die falschen Noten, noch die Taktfehler, und er richtete daher nothwendigerweise schöne Complimente an mich; noch bei Weitem mehr ärgerte es mich, wenn mein Vater und meine Mutter fast beständig in Gegenwart des Herrn Ferdinand Unterhaltungen, wie die folgende, mich hören ließen:

»— Mein Freund, — sagt zum Beispiel meine Mutter zu meinem Vater, — erinnerst Du Dich, was die Vorsteherin der Erziehungsanstalt Albinens immer zu uns sagte? — O! Mademoiselle hat noch etwas Besseres als Glänzendes, sie hat gründliche Eigenschaften; sie wird

eines Tages eine wirkliche Frau sein, um ein Haus zu leiten: sie ist die Ordnung und die Sparsamkeit selbst.«

»— Die Ordnung und die Sparsamkeit selbst, antwortet mein armer und guter Vater nach seiner Gewohnheit.«

Und meine Mutter fügt hinzu, indem sie sich an Herrn Duplessis wendet:

»— Was mein Gatte da sagt, ist wahr, Herr Ferdinand; unsere Albine hat erfüllt, was sie versprach: hier vertritt sie meine Stelle, wacht über Alles; Nichts entgeht ihr, sie rechnet mit der Köchin, und man darf nicht befürchten, daß ein Additionsfehler unserer kleinen Haushälterin entgehe; kurz, Sie werden sie bei ihrem Werke sehen, Herr Ferdinand, Sie werden sie sehen.«

»— Nein, nein, wir haben aus ihr keine von jenen eitlen, müßigen Frauen machen wollen, die nur an die Toilette, an Vergnügungen denken und Koketten, Schönrednerinnen oder Frauen von Geist spielen wollen. Gott sei Dank! unsere Albine wird sein, was man eine wackere und gute Familienmutter nennt, die nur an ihren Gatten denkt, an ihre Haushaltung, an ihre Kinder, um Ordnung und Sparsamkeit in ihrem Hause zu erhalten. Kurz, Sie werden sie sehen, Herr Ferdinand, Sie werden sie sehen.«

Und immer: Sie werden sie sehen!

Und immer: Sie wird Ihre Frau werden!

Und ich habe die Schwäche, die Thorheit, die Schüch-

ternheit alles das in meiner Gegenwart sagen zu lassen, nicht zu antworten, nicht nein zu sagen, und auf diese Weise verspreche ich mich wider meinen Willen allmälig durch mein Schweigen.

Ich gestehe Dir auch, daß ich es anfangs ziemlich unartig gefunden habe, daß meine Mutter meinen Mangel an Geist unter die Zahl meiner Vorzüge als wesentliche Frau stellte ... Es geht daraus hervor, daß Herr Ferdinand mich mit Hülfe meiner natürlichen Schüchternheit wie so viele Andere für dumm halten und finden muß; dann tröstete es mich über die Lobeserhebungen meiner Mutter, daß mich Herr Ferdinand auf den ersten Blick, ich weiß nicht warum, jene Kälte empfinden ließ, welche mir jedes Vertrauen raubt und mich lähmt; Du und Deine gute Mutter, Ihr habt im Gegentheile immer zu jenen Personen gehört, welche mir die Zunge lösen, mir Lust zum Sprechen machen, mich beseelen und mir so viel Sicherheit einflößen, daß ich Alles sage, was mir einfällt; Frau von Amberville, die vertraute Freundin dieser berühmten Madame Raymond, gehört gleichfalls zu dieser Zahl, und ich ergebe mich oft in die traurige Meinung, welche man in meiner Familie von mir hat, indem ich mich erinnere, daß Madame Raymond, dieses lebendige Wunder, zuweilen zu Frau von Amberville sagte, die von mir sprach: — »Aber nach alle Dem, was Sie mir von Mademoiselle Chevrier sagen, verursachen Sie mir ein lebhaftes Verlangen, sie kennen zu lernen.«

Ach, liebe Hermance, warum bin ich nicht eine Madame Raymond! Ich spreche nicht von ihrer, wie man sagt, trotz ihrer fünf und vierzig bis sechs und vierzig Jahre so unglaublicher Weise erhaltenen Schönheit, daß gar viele junge Frauen ihren Wuchs und ihr reizendes Gesicht beneiden würden! Ich spreche von ihrem hohen Verstande, von ihrem edlen und erhabenen Charakter, welcher der Heldenzeit würdig ist, und für den die Freundin Deiner Mutter uns fanatisirt hat. Ach, wenn ich so begabt wäre, so hätte ich ein vollkommenes Vertrauen zu meinen Eindrücken, zu meinen Urtheilen; ich würde nicht jene Schwäche, jene Unentschlossenheit des Willens haben, die mich jetzt untröstlich machen; ich würde nicht, wie ich Dir soeben sagte, über meine Zukunft wider meinen Willen entscheiden lassen; ich würde diese Heirath ausschlagen, ich würde festen Muthes sagen: nein!

— Und dann, warum würde ich nein sagen; ich gestehe es Dir, Herr Ferdinand gefällt mir ebensowenig, als er mir nicht mißfällt.

In meinen Augenblicken der Vernunft, das heißt, wenn ich mich geneigt fühle, auf den guten Rath meiner Mutter zu hören, sage ich mir: Gatte ist Gatte, es ist ebenso gut Herrn Ferdinand wie jeden Andern zu heirathen; mit einem Worte, es ist mir einerlei ...

Handelt man aber auch recht, Hermance? Hat man so zu sagen das Recht sich zu verheirathen, wenn uns das einerlei ist?

— Wenn ich nach dem Beispiele der Ehen urtheile, welche ich vor Augen habe: So hat es meinem Vater und meiner Mutter einerlei sein müssen, sich mit einander zu verheirathen.

Es hat meinem Onkel und meiner Tante von Bordeaux einerlei sein müssen, sich mit einander zu verheirathen.

So ist es noch mit zwei oder drei jungen Ehepaaren, die ich in dem Hause sehe, und doch, ich gestehe es, sie scheinen nicht unglücklich ... Nur ... (Hermance, mache Dich nicht über mich lustig); nur haben alle die Personen, von denen ich spreche, wenigstens in meinen Augen, nicht das Ansehen verheirathet zu sein.

Ich weiß nicht, wie ich Dir meine Gedanken erklären soll, das kommt ohne Zweifel von den seltsamen Begriffen, welche ich mir zuweilen von der Ehe mache; ... ich stelle mir vor, daß es unser Leben ganz umgestalten muß, daß es mit einem Worte eine Art von Austritt aus der Erziehungsanstalt sein muß; ja, und daß auf das einförmige Leben der Erziehungsanstalt eines jungen Mädchens, wenn sie verheirathet ist, ein ganz anderes Leben voll Vergnügungen und Pflichten folgen muß, die getheilt werden mit einem wie wir jungen, fröhlichen Manne, wie wir beseelt und wie wir so viel als möglich glücklich über jede Art von reizenden, bis jetzt ihm wie uns unbekannten Dingen, denn auch er würde in der Ehe einen Austritt aus

der Erziehungsanstalt sehen, ebenso süß, wie die Vergnügungen sind.

Mein Gott, ich weiß nicht, ob Du mich verstehst; was soll ich Dir sagen? .... es scheint mir, als müsse für zwei nach meiner Ansicht vereinigte Gatten die Ehe ein Fest und die Wonne ihrer Jugend sein ... so lange als ihre Jugend dauert!

Aber wenn ich in einem Monate Herrn Ferdinand heirathe, wo wird die Wonne, wo wird das Fest meiner Jugend sein? Er hat ein kaltes und gelangweiltes Aussehen, während ich mich voll Leben und Verlangen mich zu belustigen fühle! Er hat die Welt schon viel gesehen und ich nicht! Er weiß ebenso viel, als ich nicht weiß, und, ich fühle es, ich werde neben ihm immer wie eine Thörin aussehen; ich werde es nicht wagen, mich über Etwas zu wundern ... ich werde gezwungen, gedemüthigt, wie mit einem Vorgesetzten oder mit meiner Mutter leben, statt ungezwungen wie mit Dir, wie mit meines Gleichen, einem Kameraden umzugehen, der aus der Erziehungsanstalt kommt, wie ich.

Ich komme auf diesen Vergleich zurück, weil er Dir ohngefähr meinen Gedanken wiedergibt; wenn Du nicht über Redensarten lachtest, so würde ich Dir ferner sagen, daß, wenn ich an die Ehe nach meinen Begriffen denke, mein Herz klopft und sich verwirrt ... Ich fühle mit einem Worte jede Art von Sehnsucht, von dunkeln

Ahnungen, die aber von unendlicher Lieblichkeit sind, die nur wie eine Brut junger Vögel nach, ich weiß nicht welchem bezauberten Lande wegzuziehen verlangen, ... und ...

Wohlan, hast Du aufgehört zu lachen? Garstige, ich werde meinen schönen Vergleich nicht endigen ... Was willst Du? ich bin keine Madame Raymond, keine ebenso durch den Charakter wie durch den Verstand und den Gedanken erhabene Frau. Ich will Dir einfacher und trauriger Weise sagen, daß, weit davon entfernt mich zu bisweilen thörichten Träumereien fortreißen zu lassen, mein Herz aufhört zu schlagen und mein Blut erstarrt, wenn ich daran denke, Herrn Ferdinand zu heirathen. Und dennoch wage ich nicht, diese Heirath auszuschlagen ... Es ist sowohl Schwäche als falsche Scham, Furcht, meinem Vater und meiner Mutter Kummer zu machen. Und dann endlich, ich muß offenherzig sein, — meine Abneigung beruht auf keinem ernsten Grunde, denn jetzt, wo ich Dir Herrn Ferdinand geschildert habe, wirst Du mir ohne Zweifel sagen, daß in dieser Verheirathung Alles passend ist, und daß ich thöricht bin ... sie nicht entschlossenerweise anzunehmen.

Ja, vielleicht bin ich thöricht, ... und dennoch ...

Ich zögere fortzufahren, aber Dir sage ich Alles; ich schließe daher meinen Brief mit einem letzten Geständnisse ... worauf ich Nichts mehr hinzufügen werde

... denn ich würde, wie ich glaube, vor meinem Papier erröthen.

Hier hast Du dieses Geständniß ...

Herr Ferdinand ist gut ... sehr gut ... und dennoch ... Ich habe keine Lust ihn zu umarmen.

Ich flüchte mich ...

Albine C.

Albine C. an Hermance.

Gestern blieb Herr Ferdinand zum ersten Male seit drei Wochen, wo er täglich in unser Haus kommt, allein mit mir; meine Mutter nahm zum Vorwande, sie habe einen Brief zu schreiben, und ließ uns alle Beide allein.

Hier folgt unsere Unterhaltung. Herr Duplessis begann so:

— Ich bin fast glücklich über die Abwesenheit Ihrer Frau Mutter, Mademoiselle Albine; ich kann Ihnen wenigstens alles das Gute sagen, was ich von Ihnen denke ... Es ist zugleich der Ausdruck der Wahrheit und der Dankbarkeit, denn Ihre Frau Mutter hat geruht, meine Hoffnungen zu bestätigen, indem sie mir versicherte, die Unterschreibung unseres Ehevertrages wäre auf übermorgen festgesetzt.

— Mein Herr ... wenn meine Mutter Ihnen das gesagt hat ... so muß dem so sein.

— Erzogen, wie Sie, Mademoiselle Albine, mit

den wesentlichen Eigenschaften begabt, welche Sie vereinigen, konnte dem nicht anders sein; diese Folgsamkeit gegen die Wünsche Ihrer Familie hat für mich die glücklichste Vorbedeutung ... denn eine Verheirathung ist etwas sehr Wichtiges, sehr Ernstes, Mademoiselle Albine; aber glauben Sie mir, ich fühle die ganze Wichtigkeit der strengen Pflichten, die sie auferlegt, und ich werde sie als rechtschaffener Mann erfüllen, ebenso wie Sie dieselben als Frau erfüllen werden, die von Ihrer heiligen Sendung als Gattin durchdrungen ist, nicht wahr, Mademoiselle?

— Ja, mein Herr.

— Wir werden nur Einen Willen haben, Mademoiselle Albine; Alles sagt mir, daß es der Ihrige sein wird, denn er wird, ich zweifle nicht daran, immer weise und vernünftig sein; Ihr Herr Vater und Ihre Frau Mutter haben es mir oft gesagt, und seitdem ich die Ehre habe Sie täglich zu sehen, habe ich erkennen können, wie sehr Ihre lieben Eltern die Wahrheit sagten. Sie gehören nicht zu jenen leichtsinnigen jungen Personen, Mademoiselle Albine, welche in der Ehe nur eine Gelegenheit eitler Vergnügungen, thörichter Zerstreuungen sehen, auf welche immer die Langeweile und der Ueberdruß folgen, wenn sie nicht noch viel verderblichere Folgen haben. Gott sei Dank! Mademoiselle Albine, Sie verstehen Ihre Pflichten als Gattin besser; Sie werden diesem ernsten, beschäftigten, immer zwischen der Besorgung des Hauses und später der Erziehung der

Kinder getheilten Leben gewachsen sein; diesem Leben der Selbstverleugnung, das nur ein Austausch gegenseitiger Aufopferungen, oft sogar ein Opfer zwischen dem Gatten und der Frau ist.

— Mein Herr, ... Sie schmeicheln mir; ... ich weiß nicht, ob ich alle die Eigenschaften ... die ... Sie ... an mir voraussetzen ... habe ... ob ich sie haben werde ...

— Diese Bescheidenheit würde mir die Versicherung davon geben, Mademoiselle Albine, ... wenn ich Sie nicht so kennte, wie ich Sie kenne; ich habe ein wenig Erfahrung von dem menschlichen Herzen, und Alles sagt mir, daß Sie immer auf eine würdige Weise die heiligen Pflichten der Familienmutter ausführen werden, ... göttlich durch Ihre heiligen Pflichten, durch ihre heiligen Freuden und durch ihre heiligen Leiden. Demnach auch, ... nicht daß ich das Gemälde der Zukunft verfinstern wollte, Mademoiselle Albine, sondern man stärkt sich im Voraus gegen die Prüfungen des Lebens, indem man sie voraussieht, wie es uns die Religion lehrt; ich weiß, Mademoiselle Albine, daß Sie sehr fromm sind, und ich werde aus allen meinen Kräften die Erfüllung Ihrer religiösen Pflichten ermuthigen und erleichtern; ich selbst werde zu diesen Uebungen zurückkehren, die ich unglücklicherweise lange vernachlässigt habe; wir werden alle Beide aus der Religion neue Ermuthigungen für unsere Pflichten schöpfen. Was unser materielles Leben anbelangt, so werden wir durch

den Betrag unseres Vermögens und eine weise Sparsamkeit, wo nicht in dem Ueberflusse, doch wenigstens in einem sehr großen Wohlstande leben können; wir werden ein vortreffliches Haus führen, alle Ihre Wünsche werden befriedigt werden; Sie lieben das Land sehr, wir werden vorzugsweise mein Gut in der Provinz Berry bewohnen, das ich ganz neu möbliren lassen werde; mit einem Worte, Mademoiselle Albine, ich gebe Ihnen das feierliche Versprechen, daß ich mich bemühen werde Ihr Leben so glücklich als möglich zu machen; die süßeste Belohnung meiner Aufmerksamkeiten, meiner Ergebenheit wird sein, Sie eines Tages, wie ich hoffe, sich Glück wünschen zu sehen zu der Wahl, die Sie getroffen haben, indem Sie mir die Sorge für Ihr Schicksal anvertrauten ... Ein letztes Wort, Mademoiselle Albine: ich bin mit Ihrer Frau Mutter übereingekommen, und Sie werden, wie ich glaube, mich nicht deshalb tadeln, ihr die Sorge zu überlassen Ihr Hochzeitsgeschenk zusammenzustellen; sie kennt Ihren Geschmack, Ihre Vorzüge, und mein lebhaftester Wunsch ist Sie zufrieden zu stellen.

In diesem Augenblicke trat meine Mutter wieder ein und unterhielt sich leise mit Herrn Ferdinand; hierauf, da es sechs Uhr geschlagen hatte und er die Pünktlichkeit selbst ist, ließ er uns allein.

Kaum hatte sich Herr Duplessis entfernt, als ich mich schluchzend in die Arme meiner Mutter warf, indem ich zu ihr sagte:

— Ich bitte Dich inständigst, laß mich Herrn Ferdinand nicht heirathen.

— Ach so, bist Du närrisch! Er hat mir soeben gesagt, daß Alles unter Euch verabredet wäre, und ich das Hochzeitsgeschenk übernehmen sollte ... Er stellt dazu sechszig Tausend Franken zu unserer Verfügung ... Das ist köstlich, ... und Du bist jetzt ganz in Thränen!

— Ich will weder Herrn Ferdinand, noch sein Hochzeitsgeschenk; ich will mich nicht verheirathen.

— Aber Albine, das ist ein Wahnsinn. Wie! da Alles beschlossen ist, da Herr Ferdinand vor einem Augenblicke zu mir sagte, er wäre entzückt über Dich ... über Deine Antworten ...

— Ich habe Nichts gesagt; ... er hat ganz allein gesprochen ... Ach! ... mein Herz war zu beklommen um ihm zu antworten!

— Dein Herz beklommen ... und warum?

— Weil in dem Maße, als er mir von seinen Plänen, von seiner Art und Weise unsere Verheirathung ins Auge zu fassen sprach, es mir schien, als ob sich meiner eine Todeskälte bemächtigte ... Wenn man mir von meinem Tode und von meinem Grabe gesprochen hätte, so wäre es nicht trauriger, nicht eisiger gewesen; ich wiederhole es Dir, ich will lieber mein ganzes Leben lang ledig bleiben, als Herrn Ferdinand heirathen ... Man wird mich eher umbringen als mich dazu zwingen!

Und indem ich meine Mutter ebenso bestürzt als erzürnt verließ, kehrte ich in mein Zimmer zurück, dessen Thür ich verschloß und mich weigerte zu Mittag zu essen, um nach meinem Gefallen weinen und Dir Alles schreiben zu können, was sich zugetragen hat.

Meine Mutter behandelte mich als eine Närrin; Du wirst es vielleicht wie meine Mutter machen, besonders nachdem Du gelesen hast, was Herr Ferdinand mir sagte, und was ich Dir fast Wort für Wort berichtet habe.

Du wirst mir ohne Zweifel sagen, daß es unmöglich ist mit mehr Verstand zu sprechen, sich mehr als rechtschaffener Mann zu zeigen, wie er es gethan hat. Das ist möglich, das ist wahr, wenn Du willst, und dennoch hat mir, wie ich meiner Mutter gesagt habe, seine Sprache das Blut in meinen Adern erstarrt; die Aussicht einer Klosterzelle für die Ewigkeit würde mir nicht finsterer und trauriger geschienen haben.

Und ich, die ich die Ehe betrachtete, als ob sie das Fest meiner Jugend sein müsse!

Nein, nein, ich wiederhole es, man wird mich eher umbringen, als mich zwingen Herrn Ferdinand zu heirathen.

Ich weiß nicht, wann ich Dir diesen Brief werde zukommen lassen können.

Deine verzweifelte Freundin bis zum Tode.

A. C.

Dieser Brief war seit zwei Tagen geschrieben, liebe Hermance, ich breche ihn wieder auf, um Dir zu sagen, daß man mich nicht umbringen wird, und daß ich Herrn Ferdinand heirathe; wir sind aufgeboten, unser Ehevertrag ist gestern unterzeichnet worden.

Du wirst voll Mitleid die Achseln zucken; Du wirst mir sagen, daß ich nicht weiß was ich will, daß ich ohne Charakter, veränderlich und launisch bin; was willst Du? ich ergebe mich; ich bin keine Madame Raymond, Du weißt es.

Ich habe aber, ich schwöre es Dir, nicht ohne Mühe, ohne Kampf, ohne gar viele Thränen zu vergießen nachgegeben. Aber wenn Du wüßtest, was es für mich war, bald meinen Vater und meine Mutter untröstlich zu sehen, sie mich bei meinem Glücke und dem ihrigen bitten zu hören, eine so gute Heirath nicht zu verfehlen; bald sie erzürnt gegen mich zu sehen, sie mir meinen Mangel an Herz, meine Thorheit, meine Undankbarkeit, meinen eigensinnigen Kopf vorwerfen zu hören; kurz, mich vom Morgen bis zum Abend gemartert, gequält zu sehen, und mich, ich muß es leider wohl gestehen, unfähig zu fühlen, auf folgende beständig wiederholte Frage zu antworten:

»— Aber was hast Du Herrn Ferdinand vorzuwerfen? Gib uns eine Beschwerde, irgend einen triftigen Grund an, und wir sind die Ersten, welche diese Verheirathung abbrechen.«

Nun war ich wohl genöthigt anzuerkennen, daß Herr

Ferdinand alle die wünschenswerthen Bedingungen vereinigt, um Das zu geben, was man einen guten und rechtschaffenen Gatten nennt, jung, reich, angenehm, voll Sittsamkeit und Sanftmuth, hatte ich gegen ihn nur den Zwang, den er mir einflößte, die Furcht einer eisigen Langenweile, und meine wenige Lust ihn zu umarmen.

Diese drei Gründe meiner Mutter angeben, hieß mich in ihren Augen für eine Närrin gelten lassen; ich habe daher auch dadurch, daß ich mir immer wiederholen hörte, diese Heirath zu verscherzen wäre ein Fehler, eine unverzeihliche Thorheit, es am Ende selbst geglaubt, mich fast vor mir selbst geschämt, und ich habe meinem Vater und meiner Mutter mein Wort mit dem festen Entschlusse gegeben, mein Versprechen zu halten.

Seit der Zeit fühle ich mich nicht heiterer, nicht glücklicher, aber vollkommen ruhig; diese Entscheidung erspart mir wenigstens die Unruhen, die Quälereien, die Bangigkeiten der letzten Tage.

Alles ist beschlossen; ich weiß jetzt, woran ich mich zu halten habe. Die Zukunft wird lehren, ob meine Ahnungen richtig oder sinnlos waren, ob ich vernünftig oder thöricht war.

Uebrigens bin ich mir selbst nicht Feind genug, um mich jetzt zu bemühen, mir die Stellung ins Häßliche zu übertreiben, die ich freier Weise angenommen habe.

Am Ende würde man mich nicht mit Gewalt verheirathet haben, ich habe nicht den Muth gehabt einen Willen zu haben, weit eher auf meine Ahnungen, meinen Widerwillen, als darauf zu hören, was man übereingekommen ist die Vernunft zu nennen. Um so besser oder um so schlimmer für mich, aber ich hätte von nun an Unrecht mich zu beklagen; ich bin daher fest entschlossen das Bestmöglichste aus meiner Lage zu ziehen. Das wird mir vielleicht viel leichter sein, als ich es glaube; ich weiß es sogar Herrn Ferdinand Dank, sich gleich anfangs offenherzig vernünftig und kalt gezeigt zu haben, statt eine andere Laune und einen andern Charakter zu heucheln, als er besitzt. Es ist möglich, daß er auf die Länge weniger ernst sein wird, und ich viel ernster, und indem wir auf diese Weise jeder einen Schritt von unserer Seite thun, um den Unterschied unseres Charakters zu verringern, der uns trennt, und den ich mir wahrscheinlicherweise übertreibe, werden wir uns in einem gemeinsamen Glücke begegnen.

Glücklicherweise hat Herr Ferdinand meine Unentschlossenheit nicht einen Augenblick lang geahnet, denn während der zwei Tage, daß sie gedauert hat, hatte meine Mutter vorsichtigerweise gesagt, daß ich unwohl wäre; ich habe daher Herrn Ferdinand erst wiedergesehen, als mein Entschluß gefaßt war.

Er imponirt mir immer noch sehr, ich weiß nicht, wann ich vertraut mit ihm sein werde. Das wird viel-

leicht kommen; aber bis dahin muß er fortwährend eine armselige Meinung von meinem Verstande haben. Indem ich es nicht wagte diese Forderung auf mich zu nehmen, hatte ich meine Mutter gebeten ihm zu sagen, daß sie es zu schmerzlich finden würde, während dem größten Theile des Jahres von mir getrennt zu sein, was sich ereignen mußte, wenn Herr Duplessis seinen ersten Plänen gemäß fast immer die Provinz Berry bewohnen wollte. Diese Aussicht prophezeite mir eine tödtliche Langeweile. Glücklicherweise ist Herr Duplessis sehr liebenswürdig gewesen: er hat meiner Mutter versprochen, daß wir nur so lange auf dem Lande bleiben würden, als es mir gefiele. Wenn ich im Jahre neun oder zehn Monate in Paris zubringen will, so werden wir sie dort zubringen; nur, da wir noch in der schönen Jahreszeit sind, hat Herr Ferdinand mich gebeten, gleich nach unserer Verheirathung nach der Provinz abzureisen; wir werden bis Ende December dort bleiben und zurückkehren, um den Winter in Paris zuzubringen.

Es scheint, es ist in Lariballière (das ist der Name der Herrschaft) ein gothisches Schloß mit Thürmen; Thürme . . . meine Liebe!! Thürme! . . . Du siehst mich von hier aus als Burgfrau. Herr Ferdinand will Nichts neu möbliren lassen, ohne meinen Geschmack befragt zu haben. Dieser Grund wird unsere schnelle Abreise nach der Provinz Berry erklären; Herr Ferdinand wird mir ein Betzimmer mit farbigen Fensterscheiben und Gemälden einrichten lassen. Er hat

auch die Absicht eine an das Schloß grenzende Kapelle bauen zu lassen. Herr Ferdinand scheint mir sehr religiös, er wünscht, daß ich einen Beichtvater habe, und daß ich alle acht Tage zum Abendmahl gehe . . . alle acht Tage! das scheint mir Luxus; seine Ostern wie in der Erziehungsanstalt halten, wäre, wie ich glaube, hinreichend.

Es wird mich sehr unterhalten diese Burg einzurichten, die Tapeten, das Amöblement zu wählen. Ich vergaß Dir zu sagen, daß wir einen Phaëton zu unseren Spazierfahrten in der Umgegend haben werden . . . Herr Ferdinand hat gestern meinen Wagen, wie er sagt, vor unsere Fenster kommen lassen; es ist ein sehr hübsches blaues Coupé, mit zwei allerliebsten eisengrauen Pferden bespannt; die Livréen sind blau mit Silber; Du begreifst meine Verblendung, die ich, wie in meiner Familie, an die Miethkutschen bei feierlichen Gelegenheiten gewöhnt bin; wir werden auch, nicht eine Köchin, pfui doch, meine Liebe, sondern einen Koch haben; meinen Koch, sagt Herr Ferdinand wieder; ich bin wenig lecker; aber am Ende sagen zu können: mein Koch, Du wirst mir gestehen, daß das schmeichelhaft ist, wenn man sein ganzes Leben an die bescheidene bürgerliche Küche unserer alten Mariane gewöhnt gewesen ist.

Ich vergaß Dir zu sagen, daß das Hochzeitsgeschenk prachtvoll ist. Herr Ferdinand hat Thorheiten begangen: es befindet sich darunter ein Schmuck von Türkisen und

Brillanten und ein schönes Halsband von Diamanten mit köstlichen Ohrringen und Aehren für den Kopfputz; ich weiß auch nicht, was ich mehr bewundern soll, einen Shawl von grünem Kaschemir, oder einen andern, der von so zartem Blau und von so herrlicher Zeichnung ist, daß ich über alle beide entzückt bin; es befinden sich darunter auch Spitzen, Guipuren, Spitzen von Alençon von der schönsten Auswahl, sowie Kleider in Stücken von allen Arten, unter denen vier von Sammet von verschiedenen Farben sind; kurz, man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, Herr Ferdinand hat Alles fürstlich gemacht . . .

Du wirst mich sehr veränderlich finden: Dir in demselben Briefe geschrieben zu haben, daß man mich eher umbringen würde, als mich Herrn Ferdinand heirathen lassen, und ihn fast heiter zu schließen; was willst Du, ich schreibe Dir wie ich denke und wie ich handle; ich bin keine Frau von erhabenem Charakter, eine Madame Raymond; ich bin ein armes Mädchen, die dahin geht, wohin man sie führt. Ich habe wohl noch hier und da einige leichte Schauder bei dem Gedanken an die Zukunft, obwohl ich mich mit den Spielwerken meines Hochzeitsgeschenkes belustige; aber, ich habe es Dir gesagt, mein Entschluß ist gefaßt, ich will mich bemühen den bestmöglichsten Theil daraus zu ziehen . . .

Und dann endlich sehe ich meinen Vater und meine Mutter so glücklich, so entzückt über diese Heirath, so

dankbar für meinen Gehorsam in ihre Wünsche, daß ihre Zufriedenheit mich ansteckt, und in Ermangelung des Glückes, wie ich es verstanden hätte, genieße ich das ihrige . . . Lebe wohl, liebe Hermance, auf baldiges Wiedersehen, Deine Freundin, die nicht mehr verzweifelt, und die im Gegentheile anfängt ein wenig zu hoffen.

A. C.

Nachschrift. Wohl verstanden, wirst Du spätestens binnen vier Tagen kommen, um meine erste Brautjungfer zu sein.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Philipp Reclam Jun. in Leipzig.

Sue, Eugène,

Ferdinand Duplessis oder Memoiren eines Mannes Geschichte dreier Frauen

Bd.: 2

Leipzig 1851